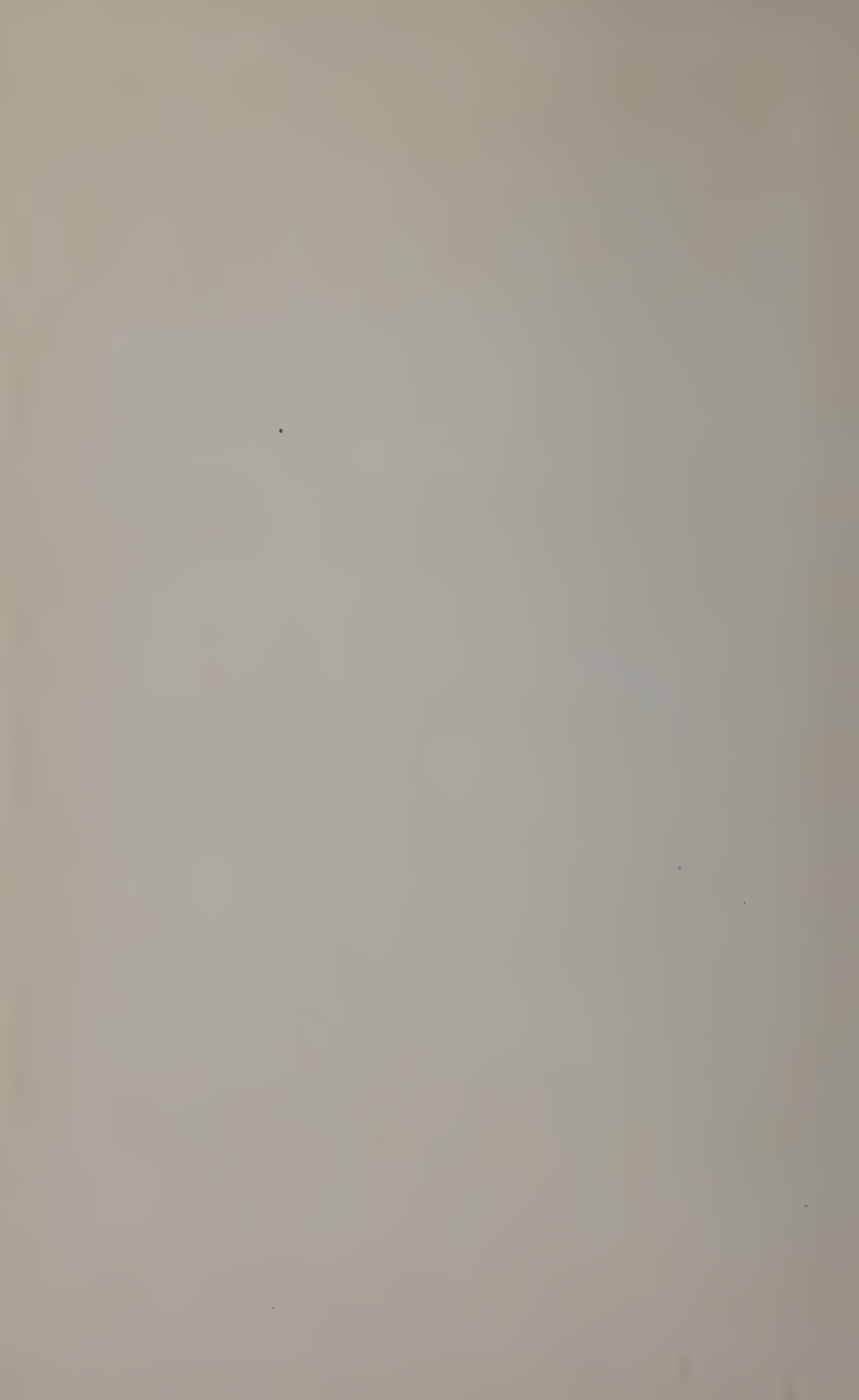
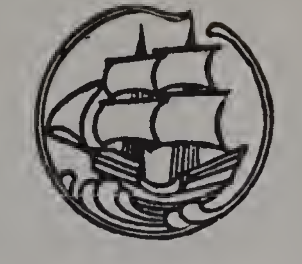
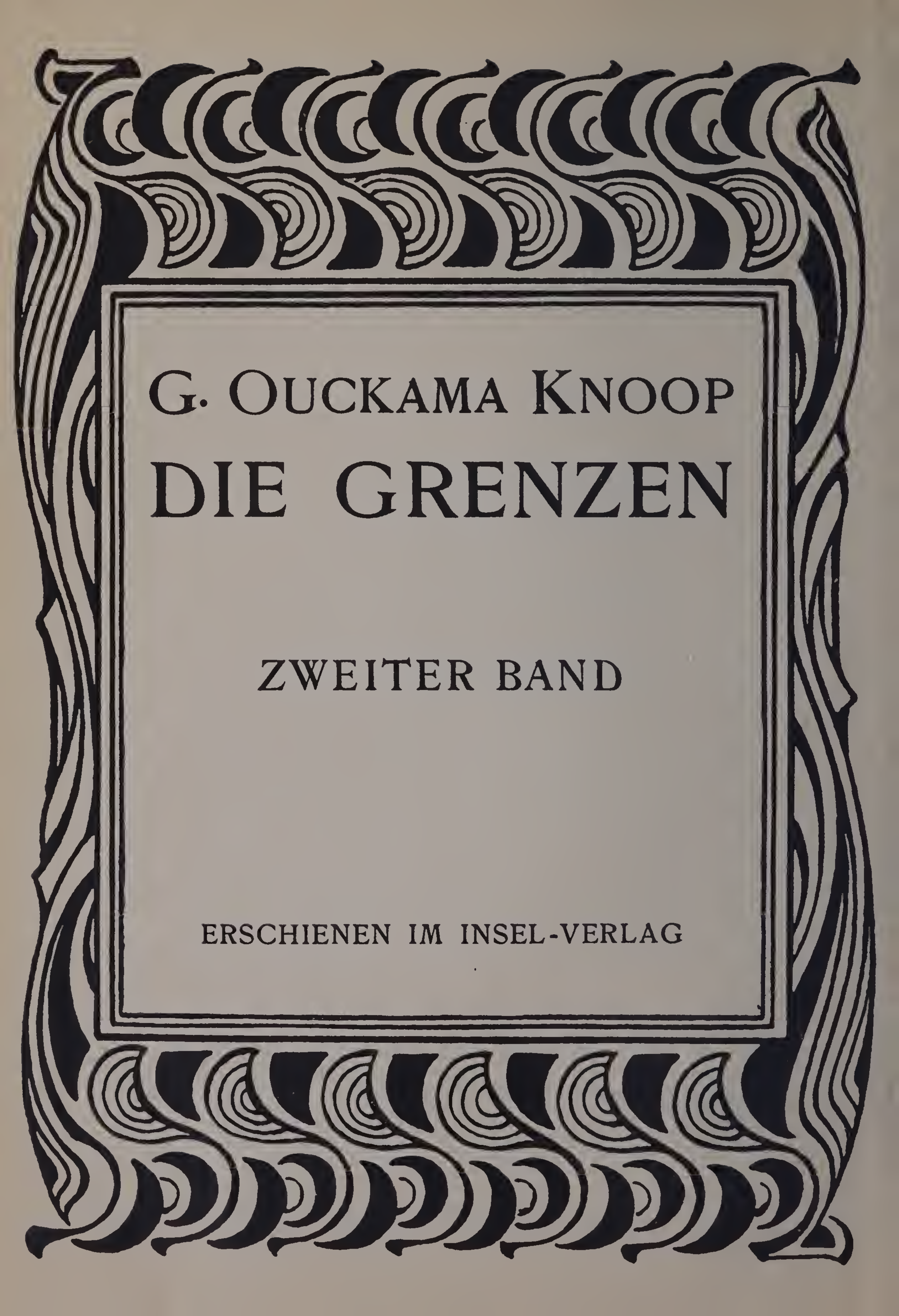




JV.





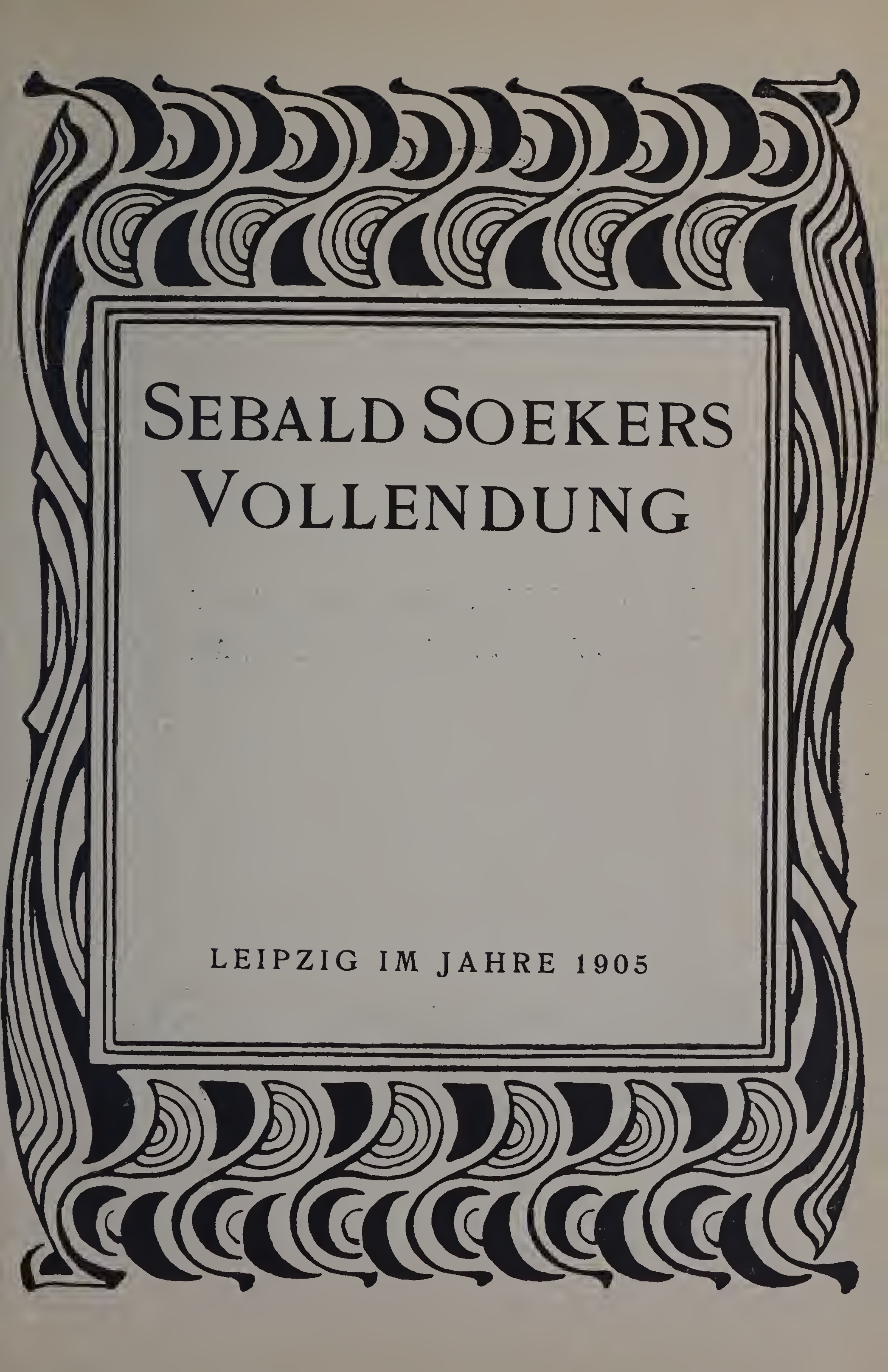


G. OUCKAMA KNOOP

DIE GRENZEN

ZWEITER BAND

ERSCHIENEN IM INSEL-VERLAG



SEBALD SOEKERS VOLLENDUNG

LEIPZIG IM JAHRE 1905



DIESES BUCH WURDE GEDRUCKT
VON F. A. LATTMANN IN GOSLAR





FRAU RICARDA CECONI-HUCH

IN VEREHRUNG

GEWIDMET



An den jungen Sebald Soeker.

Mein lieber Taufsohn!

Diese Blätter sind meine letzte Hinterlassenschaft an Dich; wenn Du sie lesen wirst, werde ich lange tot sein, und Du wirst seit Jahren schon Dich jener Besitztümer erfreuen, die ich außerdem Dir etwa noch vermachen wollte. Ich habe — bevor ich das übrige verbrenne — aus meinen Papieren gesammelt, was mir des Mitteilens wert schien; doch ich gedenke nur mich mitzuteilen, ich möchte Dich nicht belehren oder zu irgend einer Meinung überreden. Denn unsere Überzeugungen muß das allwissende Schicksal formen, das sich nicht ungestraft ins Handwerk pfuschen läßt. Darum habe ich bestimmt, daß Du dieses Paket nicht vor Deinem dreißigsten Geburtstage entsiegeln sollst, zu einer Zeit, wo Deine Weltanschauung schon im allgemeinen befestigt sein muß. Betrachte diese Blätter wie ein Bild, welches Dir Deines Verwandten undeutlich erinnerte Züge wieder klar ins Gedächtnis riefe; und gedenke dabei auch der Liebe, die er für Dich vom ersten Tage Deines Lebens an im Herzen trug.

Dein scheidender Freund

Sebald Soeker



MEIN Neffe Hermann war bei mir; er erwartet in diesen Tagen die Niederkunft seiner Frau. Ich merkte ihm seine Aufregung wohl an, aus ängstlicher und freudiger Erwartung gemischt. Ach, an die Geburt eines Menschen kann man nicht ohne ein ehrfürchtiges Grauen denken; sie ist etwas so unvergleichlich Großes wie der Tod, und wie dieser mit so vielen Rätseln umgeben; doch rücksichtsloser als der Tod verbirgt sie nicht ihre festgesetzte Frist. — Die Aufforderung, Pate zu sein, habe ich gern angenommen.

Die gute Marie ist von einem gesunden Knaben entbunden worden. Es war nicht ganz leicht; zum Glück befinden Mutter und Kind sich jetzt wohl.

Die Frauen sollten es der Natur vielleicht noch Dank wissen, daß sie die Geburt in heftige Schmerzen einhüllt; sonst müßte das Grauenhafte des Vorganges sie wahnsinnig machen.

Könnte die Natur aber nicht schöner und diskreter eine Ohnmacht an Stelle der Schmerzen setzen? Für das Dasein eines Menschen könnte kein besonnener Wille die Verantwortung übernehmen. Das Höchste wird in Bewußtlosigkeit gezeugt, so der Mensch, so ein künstlerisches Werk.

Wie friedlich sind die Stätten der Jugend, die den Alternden in ihren vertrauten Schutz aufnehmen, so daß er sich zum zweiten Male als ein verhätscheltes Kind fühlt! O Heimat, ich kenne außer Dir kein Vaterland! Nun bin ich sechs Monate bereits in Soekersdorf, und noch immer habe ich das Gefühl, als ob ich im stillen Hafen, auf einer Bank am Ufer, mich von der Sonne durchwärmen ließe, indessen draußen der Ozean brüllt. — Damals, als ich, ein Jüngling, hinauszog nach Europa, da gedachte ich in Monaten wiederzukommen; aus den Monaten sind fünfundzwanzig Jahre geworden. Wie bewegt war mein Leben und wie sehr an Enttäuschungen reich! Und wo sind sie alle, mit denen ich in Freud' und Leid oder zu gleichgültigem Geschwätze zusammentraf? Vergessen — tot — die arme Harriet — und dann Skarpl, dessen grotesk-ernstes Gesicht mir so deutlich vor Augen steht, wie seine Ironie mir im Ohre nachklingt — und noch früher die Götter — unverändert scheint

mir nur Soekersdorf, und unverändert scheine ich mir selbst. Oder ist es eine Täuschung, daß ich dieselben Anschauungen und Überzeugungen jetzt *bewußt* hätte, die, *mir unbewußt*, mich auf meiner Hinausfahrt begleiteten?

Amerika erscheint mir immer als die *alte* Welt, zumal seit ich wieder in Amerika *bin*.

Der Kleine entwickelt sich vortrefflich. Man hat seinen Namen Sebald abgekürzt oder vielmehr kosend umgewandelt in Balder; möge ihm das eine gute Vorbedeutung sein!

Wie froh bin ich, daß ich unser ausgedehntes Erbgut nicht zu verwalten brauche! Mein kleines Besitztum — das reinlich-behagliche, doch hinreichend geräumige Haus, der frucht- und abwechselungsreiche Garten — dieses kleine Besitztum ist so friedvoll wie ein Klosterhof und erscheint mir doch zugleich auch unermeßlich wie ein Herzogtum. Diese Einsamkeit ist so sonnig — sonnig kann ich mir überhaupt nur die Einsamkeit vorstellen. — Eigentlich ist mir anspruchslosem Einsiedler alle das aufgehäufte Geld ganz überflüssig. Immerhin —

mögen die Menschen nicht allzuviel darum wissen, und möge mein New-Yorker Bankier es recht gut verwalten! Wenn es einmal zu einer genügenden Masse angewachsen ist, kann es einem bedeutenden guten Zwecke dienen. —

Wende ich mich gegen die Vergangenheit, so ist es mir, als blickte ich von sonnigen Matten hinunter auf ein nebliges Tal . . .

Ich schaue auf die fünfundzwanzig Jahre meiner Verbannung wie in einen Brunnen: im Anfang ist es noch hell, aber bald verschwimmt alles in schwarze Dunkelheit. —

Es war in Paris. Zeus hatte mich in seine Wohnung bestellt. Wir gingen miteinander fort, durch unbekannte Straßen; darauf hielten wir vor einem ausdruckslosen kahlen Gebäude an, das ein veraltetes und vergessenes Hotel sein mochte. Wir schritten durch einen Nebeneingang in verschiedene enge Korridore, eine Treppe hinauf und wieder in einen Korridor; endlich kamen wir an eine weiße Flügeltür; und ein Bediensteter, der daneben stand, öffnete sie weit.

Als ich über die dargebotene Schwelle trat, befand ich mich in einem weißen, nackten Saale, dessen furchtbar öde Stimmung durch das eigentümliche Zwielicht einen geheimnisvollen Schimmer erhielt. Die Fenster waren verhangen, der Kronleuchter war mit weißer Gaze umkleidet; auf der gedeckten Tafel aber brannte eine Kerze vor jedem Platz, und in der Mitte, wo man sonst einen Kelch mit Blumen erwarten mag, wogte eine bläuliche Flamme züngelnd auf einem würfelförmigen kleinen Marmoraltar. Die ganze Göttergesellschaft war schon versammelt, einige der Anwesenden kannte ich nicht; jedoch wurde ich nicht vorgestellt, vielmehr begab mein Führer sich schweigend an seinen Ehrenplatz und winkte mir, an seiner Seite zu sitzen. Vor meinem Teller fehlte die Kerze.
Die Schüsseln wurden leise und schnell aufgetragen, es blieb keiner der Bedienenden im Saale zurück. Indem ich mich scheu umschaute, sah ich, daß die Herren alle im Frack waren und eine weiße Binde, jedoch schwarze Hemd- und Manschettenknöpfe und keine Uhrkette trugen; die Damen waren in schwarzem, geschlossenem, mit Jett besetztem Kleide, ohne Schmuck. Alle diese Gestalten erschienen wie schwarze Flammen in dem sie umgebenden, mattweißen Dunst . . . Im Flüstertone nur sprach der Nachbar zum Nachbar.

Die Kerzen brannten langsam herunter, die Flamme auf dem kleinen Altar zuckte zuweilen stärker auf, kaum hörbar klapperten Messer und Gabeln gegen das Porzellan, eine geflüsterte Unterhaltung huschte geisterhaft um den Tisch.
Inzwischen war bereits das Dessert genossen. Zeus erhob sich und redete langsam: „Einen Gruß zurück in die helle Vergangenheit, und Hoffnung in die Zukunft!"
Er schwieg; Totenstille herrschte ringsum.
Dann leerte Zeus auf einen Zug sein Glas, dann warf er es in eine große, reine Schüssel, daß die Scherben klirrten. Das vor ihm brennende Licht erlosch von selber; und er verließ langsam den Saal.
Wie er fortgegangen war, erhob sich der Nächste, leerte und zertrümmerte sein Glas und entfernte sich schweigend, während sein Licht von selbst erlosch.
Nach ihm kam der Folgende, und so fort; immer klaffender wurde die Lücke an der festlichen Tafel, immer geringer die Zahl der Zurückbleibenden. Kein Wort wurde bei alledem gesprochen. —
Zuletzt blieb ich ganz allein an dem verlassenen Tisch, in der Dunkelheit um mich flackerte nur noch die ersterbende Flamme auf dem weißen Altar.
Ich suchte wie in einem Schwindel den Ausgang;

als ich ihn eben erreichte, starb die zuckende blaue Flamme hinter mir.
Der Bedienstete stand noch an der Türe. „Ich habe die Tür öfter aufgehen sehen, aber es kam niemand heraus,“ antwortete er auf meinen fragenden Blick. —
. . . War das alles ein Traum? Oder ist es mir erst jetzt wie ein Traum? . . .

Ich komme von einem weiten Spaziergange heim. Nun sitze ich am offenen Fenster, warm dringt von den Blumenbeeten her die Luft in meines Zimmers kühle Dämmerung. Jede Berührung mit der Natur wird mir zu einer geistigen Auferstehung.

Die Natur gibt doch den wahren Maßstab für alles Große. Ein Buch, das man im Angesichte der Alpen lesen kann; ein Bild, welches den Betrachter noch entzückt, wenn er aus leuchtender Blütenfülle kommt; eine Musik, die man in feierlicher Sternennacht gern hört — alles das ist echte, gottgesegnete Größe.

O, könnten wir alle Hervorbringungen unserer Zivilisation nach der Natur berichtigen, wie der

Bildhauer wohl eine menschliche Gestalt aus der Phantasie entwirft, aber sie nachher stets mit dem lebendigen Körper vergleicht!

Ein Mensch muß sich, ebenso wie ein Baum, nicht weniger in die Breite als in die Höhe entwickeln können, wenn er eine harmonische Erscheinung werden soll. Dazu bedarf er des Raumes; und darum ist es in unseren übervölkerten Städten so schwer, vollkommen und schön ausgebildete geistige Individuen zu finden.

Das ist der geheimnisvolle Reiz des Waldes, daß er in eine ferne Zukunft hinausweiset. Mich gemahnen die slavischen Völker an den Wald: sie rechnen auch nach vorne mit langen Perioden.

Unnatürlich erscheint mir die Einrichtung des Hausbesitzertums. Das Haus — beinahe das persönlichste unter den äußeren Dingen, gleichsam die weitere Haut des Daseins — sollte mit dem einzelnen verwachsen sein, wie es die Schnecke mit ihrem Hause ist. Statt dessen macht man ein Geschäftsobjekt daraus! Statt dessen baut man Mietskasernen! Es ist schmerzlich zu sehen, daß

die Leute der Aufenthalt in diesen Räumen nicht schmerzt. Wie unecht das Verhältnis, zeigt schon der verlogene Stil dieser Bauten.

Die Reisewut der modernen Menschen erzeugt lediglich Abstumpfung gegen große Eindrücke. Wenn man die gewaltigsten Schöpfungen der Natur im Vorbeisausen genießen will, oder bei der Frühstückszigarre und einer Zeitung auf der Terrasse eines Riesenhotels — wofür soll man sich da noch in schweigender Ehrfurcht begeistern?

Natur und Kunst sind einander verwandt, und scheinen doch in einem gewissen Antagonismus zu stehen. Was den Germanen an Künstlersinn im Vergleiche zu den Romanen fehlt, haben sie vor ihnen an Naturgefühl voraus.

Wer die Natur liebt, sucht sie kennen zu lernen, aber nicht in jedem gleichgültigen und versteckten Detail, sondern in allem Wesentlichen, durch das sie sich uns offenbart. — Und nicht anders hält es der gute Geschmack mit großen Männern.

Unsere Naturwissenschaft scheint mir aber nicht aus Liebe, sondern aus Neugier hervorgegangen zu sein. Sie ist so täppisch und zudringlich, sie hat keine keuschen Hände; und dann zeigt sie die plebejische Neigung zu theoretischer Unfehlbarkeit, außerdem die Sucht aller engen Geister nach einer gewaltsamen logischen Vereinfachung.

Lehrreich, aber wenig tröstlich ist die Entwickelung der modernsten Naturwissenschaft, der Chemie: von freier Genialität zu einem autoritären Formelwesen. Wolle Gott, daß das nicht auch der Weg der modernen Gesellschaft sei!

Was man auch zur Verteidigung der Vivisektion sagen mag — ist es nicht ein Verbrechen gegen die Mutter Natur, daß man, um ihr Geheimnisse zu erpressen, ihre Kinder auf die Folter spannt?

Die Wissenschaft ist viel weniger objektiv als sie es vorgibt, sie gehorcht sehr menschlichen Bedürfnissen und Neigungen. So hat sie den Degenerierten, den Entarteten, erfunden, nicht um seiner selbst willen, sondern als Korrelat zu dem Parvenu.

Ich könnte unter der großen Masse gar nicht mehr leben: sie ist mir zu unritterlich, besonders in ihrem Verhältnis zu den Minoritäten. Ich bin ein geborener Freund jeder Minorität und Feind jeder Willkür.

Die Minoritäten zu schützen ist wohl die wesentlichste Aufgabe des Staates; denn die Majoritäten schützen sich selber.

Wer wie ich glaubt, daß alle Vervollkommnung in der Differenzierung liegt, muß, wie ich, für Rasse schwärmen.

Es gibt zwar Leute, die alles Heil von der Rassenmischung erwarten. Dieses Ideal führt aber sich selbst ad absurdum; wenn die Mischung einmal komplett ist, könnte es nur noch Rückschritte geben.

Wie deutsch war ich, als ich in meinen Jünglingsjahren nach Deutschland kam! Dadurch geriet ich aber in ein wunderliches Verhältnis zu Deutschland: es war ähnlich wie das Verhältnis Hamlets zu seiner Mutter.

Ich hatte noch nicht eingesehen, daß der moderne Deutsche seine allzu deutschen Vorfahren vergessen muß.

Balder feierte heute seinen ersten Geburtstag. Er entwickelt sich recht gut, nur hat er eben mit den Zähnen zu tun. Ach, seine Überzeugungen werden einst noch schmerzlicher durchbrechen, als jetzt seine Zähne!

Nun fühle ich mich wieder ganz wohl; doch einige Tage lang hatte ich ziemlich heftiges Fieber. Schwer fiel es mir, mich des Arztes zu erwehren, der als Verwandter ungerufen kommen wollte. Indessen, es gelang, und so habe ich durch passendes Verhalten und Hausmittel mich auf das beste kuriert. Den Arzt spare ich mir für ernstere Fälle auf.

Die medizinische Wissenschaft ist oft in Gefahr, an ihrer eigenen Gelehrsamkeit zu ersticken. Sie schließt nicht unmittelbar von der Grundursache auf die letzte Wirkung, sondern sie geht mit ihren Schlüssen durch unzählige Glieder — immer von einem zum anderen — sodaß jeder Fehler sich ins Unendliche multipliziert, und sie zuletzt ganz wirr

wird. Daher wechseln in den einfachsten Dingen ihre Anschauungen so oft. Es muß ihr von Zeit zu Zeit immer die einfache Erfahrung der verständigen Hausmutter zu Hilfe kommen — dann entstehen Bewegungen wie die soviel angefeindete Naturheilkunde.

Der medizinische Doktorhut erinnert mich immer an den Dreispitz der Totengräber.

Der große Erfolg der Naturheilkunde beruht darauf, daß sie die Menschen so behandelt, wie Gott die Nationen.

Man würde ja gern einstimmen in die Verdammung der Kurpfuscher — wäre man nur nicht diesem und jenem sogenannten Pfuscher für geleistete Hilfe zu Dank verpflichtet.

Ich muß mich von der Sippe doch bis zu einem gewissen Grade fernhalten, um mir meine Begeisterung für das Wesen des Familienstammes rein zu bewahren.

Ich weiß wohl, es gibt mancherlei Zank und Klatsch; aber ich richte mich so ein, daß ich die Dissonanz nicht vernehme.

Man vermutet bei mir Geld — vielleicht mehr als ich habe — und mir fehlen Leibeserben. Das raubt so manchen im Verkehr mit mir die Unbefangenheit.

Nicht ohne Mißvergnügen bemerke ich unter den Älteren wie unter den Jüngern oft eine kleinliche Empfindlichkeit. Sollte ihnen allen wohl das Leben nicht hart genug sein?

Unter den alten Briefen Skarpls finde ich einen, der mich erheitert und zugleich doch auch nachdenklich gestimmt hat. Er lautet:

6. Oktober.

Angeklagter Soeker!

Sie sind beschuldigt, in Ihrem Briefe vom 30. Sept. mich, den Endesunterfertigten, dadurch beleidigt zu haben, daß Sie mich einen anständigen Menschen nennen.

Es kann Ihnen geglaubt werden, wenn Sie behaupten, diese Wendung komme Ihnen selbst

überraschend, aber das ist kein Milderungsgrund, im Gegenteil tritt Ihre Leichtfertigkeit in Behandlung fremder Ehre dadurch um so schroffer hervor. Ja, es ist schon eine Mißachtung fremder Ehre, wenn Sie die Worte, die sich auf einen Gentleman beziehen, keiner anderen Kontrolle unterwerfen als der Ihres Gewissens, anstatt ihre möglichen Folgen, die Fallstricke, in die sie sich zusammenrollen könnten, pflichtgemäß zu erwägen.

Vielleicht werden Sie erwidern, daß Anständigkeit eine lobenswerte Eigenschaft sei. Das ist allerdings richtig, aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, ein bloß moralisches Lob könne, auch wenn es nicht ironisch gemeint ist, keine Ehrverletzung bedeuten.

Jede Anerkennung, welche sich auf eine einzelne, im moralischen Sinne gute Eigenschaft beschränkt, wird von einem empfindlichen Ehrgefühl mißtrauisch betrachtet werden, da sie zu leicht an das Fehlen anderer und wichtigerer Vorzüge denken läßt. Nun schließt gerade der Anstand — oder vielmehr die von Ihnen gemeinte, weit plebejischere Tugend der Anständigkeit — keineswegs die beschämendsten Fehler, wie etwa natürliche Dummheit aus, ja man könnte sich fragen, ob der Begriff der Dummheit nicht implicite in ihr enthalten ist.

Je mehr man diese Ideenassoziation unter die Lupe nimmt, um so bestimmter erscheint sie dem geistigen Auge; allerdings haben Sie Dummheit nicht behauptet, aber Sie sind einem dahin zielenden Schlusse, welchen Sie bei pflichtgemäßer Erwägung hätten voraussehen können, auch nicht entgegengetreten; somit haben Sie sich des dolus eventualis schuldig gemacht. Nun hat gerade der dolus eventualis etwas niederträchtig Hinterlistiges, er reibt sich, wenn das Übel angerichtet ist, zufrieden die Hände, nachdem er sie vor der Welt gewaschen hat; indessen der gemeine dolus doch seine Haut wenigstens zu Markte trägt.

Jedoch so erdrückend schon die bisherigen Schuldbeweise sind, werden sie durch folgende Überlegung noch bedeutend verstärkt. Wer die Welt kennt, wird zugeben, daß wirklich anständige Menschen eigentlich nirgends zu finden sind. Eine Person als anständig bezeichnen heißt also, sie aus der wirklichen, aktuellen Welt in ein Wolkenkuckucksheim verweisen; man hebt ihre Verbindung mit der Menschheit und, da die gute Gesellschaft äußerlich wenigstens zu derselben gehört, auch mit dieser auf. Das ist aber jedenfalls eine schwere Beleidigung, der man nicht mit dem Hinweise auf jene 98% der Bevölkerung, die ohnehin von der guten Gesellschaft ausge-

schlossen sind, begegnen kann; vielmehr liegt eben in dieser Gleichstellung mit der ganzen Nation das Verletzende.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, was zu Anfang bereits feststand, nämlich, daß Sie einer schweren Beleidigung in idealer Konkurrenz mit Verleumdung überführt sind; alle Ihre Einreden, soweit sie nicht widerlegt werden können, müssen unbeachtet bleiben.

Was die Strafabmessung betrifft, so kommt mildernd Ihre bisherige Unbescholtenheit, Ihre Unerfahrenheit und angeborene Beschränktheit in Betracht. Demgemäß verurteilt Sie das Biergericht, dessen Vorsitzender, Beisitzer, Ankläger, Verteidiger und Gerichtsschreiber ich in einer Person bin, zu der Strafe des lebenslänglichen Bierverrufs, mit Ausschluß der Rechtswohltat des Herauspaukens; womit ich verbleibe

Ihr wohl affektierter
Skarpl.

Skarpl hat mit seinem Spott vollkommen recht. Es hat sich in Europa eine kleinbürgerlich-geistlose Empfindlichkeit des persönlichen Würdegefühls herausgebildet, die bei unbedeutenden Individuen äußerst lächerlich und bei hochstehenden traurig ist. Die Gerichte, denen damit ohnehin viel Mühe

gemacht wird, sollten sie nicht durch ihre Rechtsprechung befördern.

Ist es wohl noch erlaubt, zu sagen, daß wir allesamt Sünder sind?

Die eingebildete Würde ist so leicht lächerlich zu machen — indem man bloß die Ehrfurchtsbezeugungen übertreibt.

Das Duell hat doch auch sein Gutes. Es erspart eine Unzahl von läppischen Beleidigungsklagen.

Heute feierte Balder seinen zweiten Geburtstag. Ich überlegte mir, daß er seiner Abstammung nach ein Vollblut-Germane ist, daß das zum Teil seine Aussichten für die Zukunft bestimmt, sowie die Hoffnungen und Bedenken, mit denen man seiner Entwickelung entgegensehen muß.

Der echte Germane hat in seiner schimmernden Blondheit den ganzen Reiz der Dekadenz. Das Eigentlichste seines Wesens ist Zartheit.

Wie sehr verkennen ihn jene oberflächlichen und vulgären Geister, welche ihm das dreiste Anfassen, die skrupellose Rücksichtslosigkeit und ein stolzierendes Selbstvertrauen zumuten!

Freilich, an das Volk in den unförmlichen neuen Großstädten darf ich nicht denken, wenn ich mir ein reines Germanentum vorstellen soll.

Der Germane leidet an einer gewissen bleichsüchtigen Haltlosigkeit, er bedarf daher mehr als jeder andere einer festen und alten Tradition.

Der Panzer, welcher dem Germanen im Kampfe des Lebens nötig ist, und der ihn vor allem gut kleidet, heißt: Exklusivität. Exklusiv ist alles Vornehme: der Bauer, der Schiffer, der orthodoxe Jude. Aber die Courtisanen der Trivialität möchten ihm seine Exklusivität abschmeicheln, wie Delila dem Simson seine Haare abschmeichelte . . .

Exklusivität ist keineswegs Ungemütlichkeit; im Gegenteil, wenn eine Gesellschaft gemütlich sein soll, muß sie exklusiv sein.

Inzucht ist die Mutter aller Rasse und der edelste Kommunismus: die Gemeinsamkeit der Vorfahren und Nachkommen.

Wenn die Leute anfangen, sich ihrer natürlichen Bescheidenheit zu schämen, dann werden sie zudringlich, tölpelhaft und roh. Dergleichen hat man in England und Deutschland öfter beobachten können.

Die Rasse leidet freilich unter so manchen Institutionen, die nichts weniger, als ihr kongenial sind; dazu gehört vor allem das Militärwesen, das mit dem Kriegertum wenig gemein hat.

Das Kriegertum erzeugt Ritter, der Militarismus — Fabrikvorstädte.

Der Friedens-Militärdienst verletzt jene zarte germanische Keuschheit, die Slaven und Romanen unverständlich ist. Daher beweisen die Engländer viel Rassensinn, wenn sie sich mit aller Kraft gegen die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht wehren.

Es ist jedoch ein großer Unterschied zwischen Offizieren und Gemeinen. Der Zwang, beständig auf sich acht zu geben, ist bildend für den Gebildeten, also den Offizier, aber verbildend für den gemeinen Mann.

Von einem Offizier kann man noch am ehesten geistige Unabhängigkeit erwarten, denn seine äußere Abhängigkeit ist so schroff, daß sie sich nicht dem Gemüte einschmeichelt.

Ich habe überhaupt ein Faible für Offiziere, aber Unteroffiziere, Mannschaften und Reserveleutnants mag ich nicht.

Balder entwickelt sich aufs beste. Aber zwischen seinen Eltern ist nicht alles, wie es sein sollte. Schade um die beiden trefflichen Menschen, denen ich das Beste von Herzen wünsche.

Gestern war ich weit hinaus, Meilen hinter den letzten Feldern der Nachbarn. Dort ist eine unfruchtbare Gegend, unberührt wie das Meer, eine Art Heide; hartes, trockenes, glänzendes Gras dorrt

auf dem welligen, hin und wieder durch einen Fels unterbrochenen Sandboden; tiefe Stille, durch die nur ein leises Summen bebt; aus einem blauen, edelsteinklaren Himmel brennt die Sonne blendend herab; blau, rätselhaft, unendlich weit liegt der Horizont . . . O, wie erweitert sich in solcher Freiheit die Brust! Es ist, als wenn Geist und Körper ins Unendliche hinausschwebten, alles Niedrige hinter sich zurücklassend — Und diese Befreiung wirkt auch jetzt noch nach; es überkommt mich wie ein himmlischer Friede, wenn ich mir jene stille Heide vorstelle. —

Der schöne Wechsel zwischen Wildnis und Kultur wird bald von der Erde verschwunden sein. Dann wird lediglich der Eigennutz des einen mächtigen Geschöpfes herrschen; der Mensch wird sich die wenigen Tiere und Pflanzen züchten, die seine Wirtschaft brauchen kann; für ihn werden die Äcker sich in unendlichen Reihen erstrecken und die Wälder in regelmäßigen Sechsecken heranwachsen; der Mutter Erde aber wird nichts mehr bleiben von dem wimmelnden Leben, womit sie sich schmückte. Nur Bazillen werden in ihrer unsichtbaren Kleinheit gedeihen, all das bunte, freie, regellos sprießende Leben wird dahin sein . . . Welch tödliche Langeweile müßte da

den so gänzlich isolierten Menschen überkommen . . .

Ich kann mich der Tränen kaum erwehren, wenn ich an das Aussterben des Elefanten denke. Er war mir immer das Symbol gereiften Wesens: Güte in Kraft, stille Klugheit, maßvoll, aber in der Leidenschaft unwiderstehlich — und so vornehm — eine so alte Familie. — So geht alle Vornehmheit dahin vor der ansteigenden Flut der Trivialität. —

Das Einerlei muß dadurch noch viel öder werden, daß die geringe mögliche Abwechslung infolge der unheimlichen Beweglichkeit bald erschöpft ist. Wo nichts mehr unerreichbar oder doch nur mit Mühe zu erreichen bleibt, muß das Interesse an der Welt aufhören. — Vielleicht werden wir dann die Weisheit der Chinesen verstehen und nachahmen lernen, die um ihrer Seelenruhe willen sich freiwillig Beschränkungen auferlegen, welche dem tätigen Westeuropäer lächerlich erscheinen.

Wenn man nach der Weisheit freiwilliger Beschränkung urteilen will, muß man Frankreich als das zivilisierteste Land Europas anerkennen.

Die Mittel, welche dem *einzelnen* auf beschränktem Raume eine schnellere Beweglichkeit gestatten, lasse ich noch gelten, wie etwa Schlittschuhe, Velozipede und allenfalls das Automobil; aber die Eisenbahnen mit ihrer mechanischen Massenbewegung sind mir ein Greuel.

Den glücklichsten und auch den tiefsten Menschen nenne ich jenen, dem die Welt noch viele Geheimnisse bietet.

Eine feine Herzlichkeit liegt darin, im Menschen das *Individuum* zu ehren. Die Scheu vor dem Vornamen ist sehr wenig vornehm.

Das, was Volk und Masse unterscheidet, nenne ich mit einem Worte: Intimität.

Ein berühmter Geheimrat stellte seine Blumen in den Keller. „Sie müssen erst für die Sonne reif werden," meinte er.

Als der Mensch das Klettern verlernte und sich auf seine Füße stellte, da klagten die Affen über Dekadenz.

Ich ärgere mich immer über die mitteleuropäische und andere für ein großes Gebiet zusammengefaßte Zeiten; sie sind eine Vergewaltigung der Natur. Dem vulgären Sinn mögen sie gefallen, der rücksichtslos nach einer schematischen Vereinfachung strebt und sich dabei durch kein Gefühl der Bescheidenheit oder geschmackvollen Diskretion stören läßt; ihm verschlägt es nichts, die Sonne zur Lügnerin zu machen. Es ist eine praktische Neuerung, sagt man. — Praktisch mag sie für den Eisenbahnverkehr sein; im übrigen könnte doch jeder Ort sich ohne Schaden nach seiner wahren Zeit richten, ja es liegt nicht der Schein eines vernünftigen Grundes vor, warum auf zwanzigtausend Quadratmeilen alle Glocken gleichzeitig Mittag läuten sollen. Das ist nur diese verbissene theoretische Gleichmacherei, der wahre Jakobinismus. — Oder haben moderne Geister sich schon zu der Erleuchtung durchgerungen, daß der natürliche Zustand des Menschen das Umherrollen und jeder Ort zeitweiliger Ruhe nur als Eisenbahnstation zu betrachten sei?

Balders vierter Geburtstag. Ich kann wohl sagen: Mögen seine Eltern ihm viele Freude machen.

Eine sehr nützliche Wissenschaft wäre die Vergnügungslehre, als Teil der Lebenskunst. Sie hätte zu bestimmen, wieviel und welcher Art Vergnügen der Mensch ohne Schaden und mit dauerndem Genusse sich erlauben kann, wie er sich gegen die Gefahren des Vergnügens schützt, und wie er aus den zugestandenen Vergnügungen das höchste Maß von Genuß zieht. Ein Kursus in dieser Wissenschaft wäre Jünglingen zu wünschen.

„Wissen ist Macht." Der Satz ist in solcher Allgemeinheit sehr anfechtbar. Wohl aber kann man ohne Einschränkung sagen: „Macht gibt die Illusion des Wissens nicht nur, sondern auch der Weisheit."

Es ist immer ein trauriges Bild, wenn die Menge gegen ein Individuum im Rechte ist.

Meine Nichte Marie und ihr Mann machen mir Sorgen. Schon bald nach der Heirat konnte man gewahren, daß in der Ehe keine vollkommene

Harmonie herrschte. Durch die Geburt des Kindes wurde der Riß vorläufig zugedeckt, aber bald wurde er wieder sichtbar und verbreiterte sich mehr und mehr. Jetzt herrscht unter diesen beiden Menschen, die beide gleich gutherzig, gleich klug und gleich wohl erzogen sind, und dabei durch das festeste Band aneinander gekettet, eine heimliche Feindschaft. Sie stehen meinem Herzen gleich nahe, und es tut mir leid um sie.

So sehr die beiden jungen Leute sich nach außen zu halten wissen, ist ihre unglückliche Ehe längst kein Geheimnis mehr, unter Verwandten und Nachbarn wird viel darüber getuschelt, und an unbegründeten Insinuationen fehlt es nicht. Die Sache scheint rätselhaft. Keine äußeren Mißverhältnisse stören, man kann keinem der beiden irgend eine Schuld nachweisen, von einer mangelnden Übereinstimmung der Charaktere kann nicht einmal die Rede sein, denn die zwei waren gute Freunde und wären es ohne die Heirat sicher geblieben.

Es ist von der Scheidung die Rede gewesen, aber die ganze Familie hat es sich um des Kindes willen angelegen sein lassen, sie zu verhindern.

Ob damit nicht einer Person ein sehr zweifelhafter Dienst erwiesen ist und zwei Personen ein unzweifelhafter Schaden? — Hermann und Marie nehmen auf das Kind mit größter Selbstüberwindung alle Rücksicht. Noch gewahrt es die verhaltene Dissonanz nicht; aber wird sie ihm ewig verborgen bleiben?

Liebe ist ein vieldeutiger Ausdruck, auch durch Romane und Gedichte arg verwässert worden. Ich möchte das, was Mädchen und Jünglinge zu — einander zieht, sexuelle Harmonie nennen, das Wort sexuell natürlich in dem weitesten Sinne begriffen.

Die Philister stellen sich das Sexuelle immer nur grob physiologisch vor und nennen darum — nicht sich, sondern die Sache — schmutzig.

Wo für einen vorhandenen Zwiespalt in der Ehe gar kein anderer Grund zu entdecken ist, muß man wohl auf eine sexuelle Dissonanz schließen.

Wie oft mag eine solche Dissonanz vorhanden sein, ohne daß sie der Welt vernehmlich wird!

Die Ehe ist eine Gemeinschaft so zahlreicher und verschiedenartiger Beziehungen, unter denen die sexuelle Harmonie nur ein einzelnes Element bildet. Romanschreiberinnen haben empfohlen, sie lediglich auf dieses eine Element zu begründen. Allein die übrigen Beziehungen sind nicht weniger wichtig und überdies dauernder, und sie gehen nicht weniger die Gesellschaft an.

Sollte man nicht lieber umgekehrt versuchen, die Ehe von dem Sexuellen frei zu machen?

Das geschieht freilich in bürgerlichen und noch höheren Kreisen zu einem gewissen Grade bereits. Man braucht nur die Heiratsofferten zu lesen, die rein äußerliche Verhältnisse als Grundlage der allerinnigsten körperlichen und geistigen Verbindung voraussetzen.

Sie berühren den natürlichen Sinn wie eine Schamlosigkeit. Blickt aus ihnen nicht Stumpfheit des Gefühls und die philisterhafte Bewertung des rein Physiologischen schnöde hervor?

Und man fragt sich: was für eine Rasse soll das geben, wenn kranke Erbinnen und vertrottelte Geldjäger sich zusammenfinden? — Da scheint es eine patriotische Pflicht, vor allem auf die Entwickelung und Verfeinerung des sexuellen Geschmacks hinzuwirken. Der kultivierte Mensch müßte seinen Stolz darein setzen, daß die Frau, von der er Kinder haben soll, die Rasse rein und vollkommen zu vererben hätte. Schämt er sich doch, einen Bastardhund oder einen elenden Klepper vor seinen Freunden zu zeigen.

Unsere Forderungen an die Ehe lassen wir freilich durch die Rücksicht auf die Nachkommenschaft bestimmen, nur fassen wir diese Rücksicht gar zu äußerlich auf.

Unsere sittlichen Empfindungen müssen außerordentlich stark beeinflußt werden, wenn es einmal allgemein erreicht ist, daß Kinder nicht wider die Absicht ihrer Erzeuger zur Welt kommen.

Dann wird es auch Zeit sein, zu erwägen, ob die ausschließliche Beschränkung des Sexuallebens auf die Ehe noch notwendig oder nützlich sei.

In der Ehe ist die Gemeinschaft der Interessen so umfassend, daß das Sexuelle leicht zu einer geschmacklosen Überflüssigkeit wird.

Die Ehe soll freilich die Heftigkeit des geschlechtlichen Triebes lindern; das erreicht sie durch die ostentative Öffentlichkeit des Verhältnisses — allerdings in manchen Fällen erreicht sie es überhaupt nicht.

Vor Untreue schützt einigermaßen die strenge Konvention; wer aber schützt vor dem größeren Fehler der Dummheit und der Unfreundlichkeit?

Die wertvollste Frau ist doch immer die, welche die interessanteste Freundin geblieben wäre.

Der wunderliche Skarpl! Wie viele Jahre ist er nun tot, und immer noch finde ich Bemerkungen in seinen vergilbten Briefen, die mich anmuten, als ob er sie mir eben mit seiner skurril-ernsten Miene und seiner blechernen Stimme ins Ohr näselte.

Aus einem Briefe Skarpls.

Verhüllt allerdings, wie eine orientalische Braut, lugt aus Ihrem letzten Briefe jene Frage hervor, der ich so oft, wie Polizisten an patriotischen Feiertagen, begegne, wenn auch auf die Weise der Geheimpolizei unkenntlich gemacht durch eine anständige Verkleidung — jene Frage nämlich: ob ich nicht aufs neue zu heiraten gesonnen sei. Meine Witwerschaft scheint immer nur als ein Provisorium betrachtet zu werden, als eine zufällige, durch force majeure aufgedrungene Muße, wie sie ein auf Wartegeld gesetzter Beamter genießt; sie abzukürzen, ist augenscheinlich das Bestreben aller Gutgesinnten, und dieses Bestreben geht unzweifelhaft aus einem Wohlwollen zu irgend jemand hervor, wobei es für mich umso schmeichelhafter ist, je weniger es sich mit unmittelbaren Wohlwollen für meine geringe Person vermischt.

Nachdem meine erste Ehe längst, wenn auch glücklicherweise nicht durch den Tod, so doch durch andere, noch höher zu verehrende Instanzen aufgehoben ist, kann ich wohl sagen, daß dieser erste Versuch, als Erfahrung schätzbar, einer Blamage zugleich ungemein ähnlich sieht. Immerhin, wenn andere in solchem Falle Schau- und Trauerspiele verfassen, was hindert mich, ein Theaterstück nicht sowohl zu dichten als vielmehr

aufzuführen, mit einer zweiten Heirat nämlich? Wenn ich mich von außen und innen betrachte, so scheine ich mir wohl berufen, die Reorganisation der Ehe vorzunehmen; denn diese altgeheiligte Institution hat allmählich etwas Triviales, ich möchte sagen, Plebejisches angenommen und bedarf dringend einer Erneuerung — ich meine Erneuerung im philosophischen Sinne, von innen heraus, nicht als bloß äußeren Wechsel, welcher sie, die Ehe, so schnell abnützt.

Ach, Sebald Soeker, hochzuschätzender und verehrungswürdiger Busenfreund meiner Seele — mich, wie andere Lyriker, zieht eine poetische Tendenz zum Rokoko hin. Den gepuderten Haarbeutel balancierend und in Rosettenschuhen hüpfen wir nach Haydnschen Motiven durchs Leben, nur an Rosenblätter stößt allenfalls der Fuß, und marmorne Faunen lächeln lüstern und spöttisch über das wohlgekämmte Schilf des Gartenweihers hinweg . . . Madame ist adorabel, so reizendschnippisch und so wohlerzogen, Takt und Rücksicht hat sie in eine so herzige, distinguierte Frivolität eingewickelt . . . Sie ist erquicklich wie Dessert, und ich genieße sie wie Dessert, obgleich ich nach ihr mir die Lippen ablecke — Madame hat Liebhaber — nicht einen — das wäre bürgerliches Drama — sondern mehrere, lauter würdige Vertreter der besten Welt — sie hat ein menschen-

freundliches Herz und weiß mit einer so gutmütigen Grazie zu vergessen. — Auch gönnt sie es Monsieur, wenn er unter ihren Schwestern zur Freude geboren Gnade findet; sie weiß über seine Abenteuerchen recht wohl Bescheid, obgleich sie nicht neugierig ist und sich niemals erkundigt — sie hat Intuition . . . Man lebt getrennt, und man trifft sich in Gesellschaft wie ein heimlich Liebespaar — Monsieur darf seine Cour machen, und es winkt ihm die höchste Huld . . . O welch selige Stunden, wo er als Gnade genießt, was Plebejer als ein verbrieftes Recht fordern!

Das Ironische dieser Zeilen wird erst ganz deutlich, wenn man sich den Schreiber vorstellt, wie er damals war: der schwarze, hagere Mann mit dem bitterernsten Gesicht und den spöttischen Reden, der in ein Rokokohabit gepaßt hätte, wie der Papst in den Jockeyklub. —

Klein Balder ist so hübsch und so lieb — ich möchte ihm den Garten der Kindheit nicht nur verschönern, sondern auch vergrößern — so, daß er ihn sein Lebtag nicht mehr verlassen könnte. Was ist eigentlich das Wesen der Kinder-

unschuld, das sie uns so ungemein rührend macht? Ich glaube, sie liegt nicht so sehr in der Unkenntnis des Sexuellen, als in der Unkenntnis des Todes —

Es ist eine natürliche Zartheit, daß man die gewaltigsten Mächte nicht gerne nennt. Nur, wie man das Sexuelle uneingestehbar und niedrig finden kann, will mir nicht in den Sinn. Der Asket sogar, der davor in einer wollüstigen Furcht zittert, kann nicht so denken. Das Rätsel des Geschlechtes ist mir nicht weniger erhaben als das des Todes; verknüpft es doch das Überweltliche noch näher mit unserem täglichen Dasein.

Es war ein Fortschritt über die animalische Gedankenlosigkeit hinaus, daß man das Geschlechtliche nicht mehr unbefangen und regellos hinnahm, sondern es als ein Akzessorium der persönlichen Liebe betrachtete. Die allerhöchste Kultur indes könnte vielleicht auch in dieser Frage sich wieder mit den Anfängen der Kultur berühren; sie könnte die transcendente Macht des Eros als ein Selbständiges erkennen und von der geistigen Liebe zur Person völlig scheiden. Das wäre zugleich

die Apotheose der platonischen Liebe, die jetzt zumeist mit einer schmählichen Skepsis behandelt wird.

Indessen könnte man die sogenannte freie Liebe nur da erlauben, wo ein überaus feiner Sinn für Rasse herrscht.

Harriet, Harriet — immer wieder steigt mir aus dem Schutt vergangener Tage dein Andenken hervor, und dann werde ich fröstelnd mir meiner langen Einsamkeit bewußt. Ach, daß du sterben mußtest! Du und das Kind, wenige Tage nacheinander — doch habe ich ein Jahr lang glücklich mit dir gelebt, und auch du bist an meiner Seite glücklich gewesen. Das ist genug, und wenn mein ganzes übriges Dasein verfehlt wäre — muß ich es nicht als einen unermeßlichen Vorzug betrachten, daß ich dich ein ganzes Jahr gehabt habe? Und darf ich nicht stolz darauf sein, daß ich dir so lange — vielleicht — genügen konnte? O, du große, herrliche Natur, wie sollte ich deiner würdig gewesen sein? Der ganze Inhalt meines Lebens in eine kurze Frist zusammengedrängt — und dann bliebe mir nichts mehr zu eigen —

Ich habe mit Harriet niemals Briefe gewechselt. Aber ein Pack Briefe liegt unter meinen Papieren, die eine Freundin der Verewigten mir einst schenkte. Sie stammen zumeist aus der Zeit, da Harriet noch mit Herrn vom Latt verheiratet war. So manches Wort habe ich erst allmählich und spät begriffen —

„O, wie beneide ich dich um deine stille heitere Ruhe, um diese Selbstgenügsamkeit! Sie erscheint mir wie eine engelhafte Vollendung, die mich mit Anbetung oder auch mit Grauen erfüllt, je nachdem ich sie mir auf dich bezogen denke oder auf mich“ —

„Es ist in mir eine quälende Bitterkeit gegen die Welt und gegen die Menschen — und daß mir mein eigenes Ich nicht verbittert werde, muß ich mich mit einer Art von Größenwahn schützen — oder nein, das ist keine herbeigeholte Schutzwaffe, dieser Größenwahn ist mir natürlich, er ist eben die Quelle meiner Leiden —“

„Ich habe einen Gatten, ich sehe Freunde, und ich habe das Gefühl, als würde ich von allen

diesen Menschen verkannt. Ich bin ihnen nur ein unbedeutendes Wesen unter so vielen gleichartigen, unbedeutenden Wesen. Sie sehen mich in ihrer eigenen Kleinheit. Aber ich fühle in mir einen Wert — ich könnte Welten verschenken —“

„O, Cäsarin sollte ich sein. Ich wollte eine neue Sonne über der Welt aufgehen lassen, eine berauschende Fülle der Lebenskraft sollte um mich sprießen, und jeder Lebenstrieb sollte sich zur Großartigkeit auswachsen, daß ein Jupiter auf Erden unter seinesgleichen wandelte —“

Solche Klänge aus vergangener Zeit sind wie die Glocken Vinetas: sie bezeichnen eine Stelle, wo man ertrinken kann.

Der sechste Geburtstag des kleinen Sebald. Ich war hinübergegangen zu der häuslichen Feier, die durch allerhand Geschenke, sowie durch eine große Torte mit sechs brennenden Kerzen verschönert wurde. Etwas Rührendes hatten für mich die Eltern bei dieser Gelegenheit; sie zeigten sich einig, herzlich und freundlich; und ich kann mir vorstellen, wieviel inneren Widerstand sie mit Mühe zu überwinden hatten.

In die Nachbarschaft hinauswandernd, habe ich meinen Taufsohn hin und wieder am Vormittag besucht, und dann wohl seinem Unterrichte beigewohnt. Er lernt schreiben und lesen, und zwar in deutscher und englischer Sprache zugleich.

Mir kommen, wenn ich die kindlichen Lehrbücher des Kleinen ansehe, manche wunderliche Gedanken. Warum erscheint mir die englische Orthographie soviel vornehmer als die deutsche? Zumal als die neueste deutsche, wie sie durch Ministerialverordnungen festgesetzt ist? — Ministerialverordnungen sind eben an sich weniger vornehm als das Walten der Zeit. — Und dann widerstrebt einem aristokratischen Sinne das allzu Geradlinige, Systematisch-Einfache, Ausnahmslose; er liebt sich Schnörkel, Verschlingungen und Widersprüche, ein gewisses Maß von Unberechenbarkeit — weil er darin das Walten von Menschenwesen, Natur und Zeit ahnt, ein langsames und sicheres Herausarbeiten aus der formlosen Masse —

Die englische Sprache ist viel schöner, kräftigweicher und melodischer, als es zumeist geglaubt wird. Nur muß man sich vielleicht fragen: wird die nationale Kraft genügend sein, zu verhindern,

daß ihre Sprache am Ende in ein Volapük ausartet?

Die englische Sprache verrät mehr als jede andere schon durch den Klang das Individuum, das sie spricht.

Die deutsche Sprache ist wie die Rose: sie blüht in hundert Arten, und in jeder gleich schön.

Aber ich sehe mit Beben einen Herbst kommen, der sie entblättert.

Die deutsche Einheitssprache hat einen rein literarischen Ursprung, es gehören zarte Künstlerhände dazu, sie zu handhaben.

Welche Innigkeit und welche natürliche Schmiegsamkeit in den Dialekten! Ein Deutscher, der keinen Dialekt versteht, kennt keine gesprochene Sprache.

Das ist im Deutschen das herrliche, daß man mündliche Rede und Schrift völlig auseinander halten kann; denn die beiden beruhen auf ganz verschiedenen Voraussetzungen und können sich nicht ohne verderbliche Opfer, ja ohne Entstellung ihrer Natur, in einem vereinigen.

Die literarische Verwendung der Dialekte behagt mir im allgemeinen nicht. Es ist, wie wenn man Familienerbstücke als Kuriositäten herumzeigt.

Daß unser Schriftdeutsch literarischen Ursprungs, daß es ein herrliches aber zartes Kunstprodukt ist, beweist schon seine geringe Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse.

Ach ich fürchte, der deutschen Sprache wird wie so manchen, die in schlechte Gesellschaft gerieten, ihr Reichtum zum Verderben.

Es fehlt in Deutschland nicht nur an Ehrfurcht vor der Muttersprache, sondern auch an jenem Takt, welcher darauf achtet, daß alles an seiner gehörigen Stelle bleibe. So ist eine besondere

Juristensprache mit ihren lateinischen Wendungen wohl berechtigt, aber aufdringlich und unfein wird sie, wenn sie sich in das tägliche Leben drängt und uns etwa die gute deutsche Negation „kein“ rauben will.

Aus reinem Ubermut soll die Sprache ärmer gemacht werden. So will man uns das Relativum „welcher“ wegnehmen, wo doch ein doppeltes Relativum so überaus nützlich ist, indem es Abwechselung ermöglicht und zugleich nuanciert; und wo es jedem Deutschen natürlicher ist zu sagen: derjenige welcher, als derjenige der.

Wer hat überhaupt seiner Muttersprache Vorschriften zu geben? Ein künstlerisch Empfindender tut es nicht, ihn bewahrt künstlerische Keuschheit davor; Unteroffiziersnaturen sind es, die Gottes ganze Schöpfung in die Kaserne zwingen möchten. Diese Leute halten sich gewiß für sehr praktisch und sind äußerst unpraktisch; sie machen aus der lebendigen Sprache ein Volapük oder einen brauchbaren Telegraphenkodex; aber sie rauben ihr alle Kraft, Feinheit, Schmiegsamkeit, alle Nuance, mit einem Worte das — Leben.

Das Deutsche hat zu wenig Fremdwörter, wie Schopenhauer bereits bemerkte; so widersprechen die anatomischen und pathologischen Bezeichnungen entschieden dem guten Geschmack. Trotzdem wird die blinde Fremdwörterjagd fortgesetzt. Man beraubt uns damit der Möglichkeit, jene fremden Ausdrücke zu — vermeiden, mit anderen Worten, man zieht alle schöne, getragene Sprache ins Triviale hinab.

Was hat die Muttersprache in der Schule zu tun? Sie wird doch bei der Mutter und den Nachbarn besser erlernt; als geistige Gymnastik hingegen leistet das Studium einer fremden Sprache weit mehr.

Die Schule macht die Muttersprache künstlich zu einer fremden, ja zu einer toten Sprache.

Woran liegt es wohl, daß das Deutsche sich so trefflich zum Stenographieren eignet?

Die Sprichwörter gehen dahin, und die Diminutive folgen ihnen nach.

Eine Sprache ohne Diminutive ist wie ein Baum ohne Blüten.

Es fehlt unserer Zeit an dem Vornehmen, Zurückhaltenden, an dem keuschen Nichtsehenwollen; eine unfeine Gründlichkeit herrscht und ein täppisches Zugreifen. Die Gerichte wühlen ohne Not in den heiligsten Beziehungen; die Wissenschaft zeigt eine unnütze, rücksichtslose Neugierde; die Literatur will, aufdringlich, der Phantasie des Lesers nichts mehr überlassen. Das erklärt sich nicht nur aus einer gesteigerten Arbeitslust, sondern auch aus einer oberflächlichen Erziehung.

Es sind manche Knoten, die sich wundern würden, wenn man sie für Knoten erklärte.

Zu einem perfekten Gentleman gehört nun doch einmal ein Teil geistige Beschränktheit.

Nichts ist widerlicher, als Knoten, die sich mit Korrektheit brüsten — das untrügliche Zeichen einer Parvenü — Kultur.

Der moderne Deutsche wird früh alt und spät mündig.

Bei Shakespeare heißt ein Fünfzigjähriger ein sehr alter Mann. Sollte die harte Zeit nicht auch ihre Söhne schneller gereift haben?

Bei dem lebhaften Interesse, das ich für meinen Taufsohn hege, denke ich eifrig über seine Erziehung nach. Bis jetzt scheint mir noch nicht viel verdorben zu sein. Kluge Eltern werden's kaum verfehlen, wenn sie sich von ihrem Instinkt und nicht von Theorien leiten lassen.

Die Religion soll dem Kinde so eingepflanzt werden, daß sie wie eine natürliche Blüte des kindlichen Gemüts erscheint. Das kann aber kein Geistlicher, sondern lediglich die Mutter; und auch nur, wenn sie den Konfirmationsunterricht vergessen hat.

Religion ist dem Menschen nötig, und wenn er keine bessere findet, bekennt er sich zu der Vielgötterei der Atome.

Gewisse Philister haben Religion durch Sittenlehre ersetzen wollen. Weil sie für beide kein Verständnis hatten: Religion verhält sich zur Sittenlehre, wie die Sonne zu einem Exerzierreglement.

Es ist ein arger Fehler, daß man in Unterricht und Erziehung die Knaben von den Mädchen so völlig trennt. Man sollte doch nicht die sexuellen Gegensätze verstärken, sondern die menschliche Einheit, die über dem Geschlechte steht.

Jeder Knabe, der die Wissenschaften studiert, sollte daneben ein Handwerk lernen, damit er sich doch auch einmal geistig betätigen kann.

Jeder Erzieher sollte sich beständig vor Augen halten, daß Bildung mehr ist als Wissen, und Kultur mehr als Bildung.

Ohne Widersprüche ergibt sich so wenig ein Charakter, wie aus parallelen Linien ein Bild.

Was der nächsten Generation am meisten not tut, ist innerer Stolz. Der muß vor allem entwickelt werden.

Sogar wenn er sich einmal nach außen verirrt, schadet er nicht sehr, und das Leben korrigiert schnell diesen Fehler. Eine gewisse Art von Hochmut kleidet Jünglinge hübsch, wie alte Herren ein Räuschlein.

Wie kann der gütig sein, der nicht seinen inneren Hochmut hat?

Ich möchte sogar sagen, daß man eine gewisse Blasiertheit befördern soll. An äußeren Gütern haben wir viel gewonnen und geschaffen, nun kommt die Zeit, wo man sich ihres Andranges erwehren muß. Dazu bedarf es keiner Askese, sondern lediglich einer vornehmen Gleichgültigkeit. Der Jüngling schon möge lernen, mit ruhigem Herzen zu genießen, bis die natürliche Neugierde befriedigt ist, und was darüber hinausgeht frei gewordenen Sklaven zu überlassen.

Der kleine Sebald Soeker befindet sich seit einigen Tagen bei mir, nebst seiner Wärterin. Er macht mir viele Freude, und ich übe mich vergnügt in der lieblichen Kunst, Großvater zu sein. Wäre nur die Ursache seines Besuchs erfreulicher: es ist im Hause Typhus ausgebrochen, die beiden Eltern sind kurz nacheinander erkrankt.

Die geistige und körperliche Ähnlichkeit, die klein Sebald mit mir haben soll, scheint mir ganz überraschend deutlich. Nun kennt man sich zwar selbst nicht; indessen, wozu soll ich mir eine unschuldige Einbildung ausreden — vorausgesetzt, es wäre Einbildung! — Wenn der Kleine mir aber wirklich so sehr gleicht, ist es allerdings kein Wunder, daß er sich nach meinem Geschmack entwickelt. Seltsame Eitelkeit, die uns veranlaßt, aus unseren Nachkommen unser Ebenbild machen zu wollen! Darauf beruht wohl die Hälfte aller Erziehungsfehler.

Es geht drüben bei Balders Eltern nicht gut. Vielleicht läßt auch gar die Pflege zu wünschen — Ich darf nicht hinüber, aus Rücksicht auf den Kleinen; so kann man nicht nur nicht allen helfen, sondern eine Wohltat macht geradeswegs eine andere unmöglich —

Ich könnte besser einen Erzieher leiten, als die praktische Erziehung. Der kleine Balder verrät gegen mich soviel Herzlichkeit, Liebe und Vertrauen, daß mir — Bedenken aufsteigen. Wenn ich erziehen soll, müßte ich mir wohl jenen Respekt verschaffen, an dem mir nichts liegt, ja, der mir zuwider ist. —

Balders Eltern liegen beide in der Agonie.

Welch erschütterndes Zusammentreffen! Wie sie sonst nebeneinander hergegangen sind, ohne sich je innerlich zu verstehen, doch als wohlerzogene, gute Menschen korrekt, verträglich, freundlich sogar — so liegen sie jetzt bewußtlos, ein jedes für sich ringend, ohne sich gegenseitig zu helfen oder zu stören, nebeneinander. Es gibt keine Trennung mit ihrer Abschiedstrauer oder Abschiedsverlegenheit; aber es gibt auch kein letztes Wort, kein pietätvoll bewahrtes Angedenken . . .

Vorgestern haben wir Hermann und Marie begraben. Ich erfahre heute, daß die Hinterlassenschaft nur unbedeutend ist, wie ich es mir wohl hatte denken können. Vorläufig, und bis zu bestimmter Entscheidung über seine Zukunft, bleibt der Kleine bei mir.

Gestern überlegte ich vor dem Einschlafen lange, ob ich den kleinen Sebald Soeker nicht adoptieren soll; der Familie wäre es unlieb, doch könnte und würde sie mich nicht hindern. Am Ende kam ich doch zu dem Schlusse: es ist zwecklos. Der Name braucht in diesem Falle nicht erst verliehen zu werden; wenn ich etwas vererben will, so kann ich es testamentarisch bequem tun; und mein väterliches Gefühl zu dem Knaben bedarf keiner äußerlichen Befestigung. Nun erhebt sich die zweite Frage: soll ich mich zu seinem Vormund machen lassen und ihn bei mir im Hause behalten? Das möchte ich gern. Auch dagegen erheben die Familienmitglieder Einwendungen; ich weiß, von egoistischen Motiven sind sie nicht frei, doch kann ich nicht alle ihre Bedenken widerlegen. Ich soll zu alt sein — das läßt sich bestreiten. Ich soll den Knaben zu sehr lieben und darum zu einer strengen, gerechten Erziehung wenig berufen sein. — Nicht die Liebe wäre ein Fehler, wohl aber, daß wir uns zu ähnlich sind. Ich würde trotz der besten Absichten in dem Knaben vielleicht meine eigenen Schwächen verewigen, die ohnehin die seinen sind. Ein gewisser Gegensatz und Ausgleich müßte stattfinden. Und wenn ich mir's genau überlege, so kommt mir der unabweisbare Zweifel, ob ich überhaupt ein guter Erzieher sein kann . . .

Eine lange Woche voll von Aufregungen und inneren Kämpfen liegt hinter mir. Nun ist der Vormund ernannt, der über meines Balders Geschick entscheiden soll; ich habe mit blutendem Herzen, doch überzeugt von der Notwendigkeit, zugestimmt. — Vermutlich würde mein Taufsohn nicht unglücklich sein, wenn ich ihn auf den geistigen Standpunkt brächte, auf dem ich stehe. Und doch wäre es nicht das Richtige: die Erlösung käme zu früh. Ich verfolge den Lauf der Welt nicht ohne Interesse, aber ohne leidenschaftliche Teilnahme; das ist, ich fühle es, ein glücklicher Zustand; allein ich habe ihn erst in schweren Kämpfen, durch bittere Enttäuschungen, erreicht. Und es möchte das verkehrteste sein, diese Kämpfe, diese Enttäuschungen, einem jungen Menschen ersparen zu wollen; ohne sie wird er auf der Insel seines Abendfriedens sich niemals sicher fühlen, er wird gegen den Sirenengesang der Illusionen, der Begehrlichkeiten, nicht geschützt sein. Wenn ich Irrtümer hege, so sind es meine eigenen; der junge Sebald muß zuerst noch die Irrtümer der Masse teilen, um sie zu überwinden. Er muß in die Masse hinausgestoßen werden — aber ich könnte das nicht mit ansehen — darum bleibt er besser meinem Hause fern . . .

Der menschliche Geist ist so beschaffen, daß er in dem Nebel der Enttäuschungen am schnellsten reift.

Der Vormund ist ein hart-logischer, bürgerlich-nüchtern denkender Mensch. Ich hatte eine kurze Unterredung mit ihm und mußte sehr an mich halten, um mich nicht traurig stimmen oder zum Widerspruch verleiten zu lassen. „Der Junge muß das Nachdenkliche verlieren,“ sagte er, „er muß lernen schnell zu handeln nach einem richtigen Instinkt. Darum muß er mit Menschen sein, er muß die Art der Tüchtigsten kennen lernen und sich zu eigen machen, und muß begreifen, worin ihre Überlegenheit besteht. Er soll lernen, seine Ziele immer vor Augen zu haben, jeden Moment daran zu denken und jeden zufälligen Umstand ohne Besinnen auszunützen. Die meisten Leute bringen es zu nichts aus einer gewissen Schlaffheit, und weil sie den Geist nicht beständig auf ihren eigenen Vorteil konzentrieren. — Und dann muß man die Vorurteile der Menschen kennen, um ihnen zu schmeicheln und Kapital daraus zu schlagen.“ — Ich widersprach nicht, aber mir graute im Innern vor dieser harten Schule —

Ich habe mit inniger Rührung Sebalds achten Geburtstag gefeiert. Morgen verläßt der Arme mein Haus; diesen kurzen Aufschub konnte ich noch erreichen.

Mein Haus erscheint mir so leer und so grabesstill, seit Balder fort ist. Und nun mache ich mir Sorgen um den Abwesenden. Er ist auf dem Wege zu einer berühmten Schulanstalt, welche sich leider in einer unserer volkreichsten Städte befindet.

Heute stattete mir der Vormund einen Besuch ab. Wir sprachen natürlich über meinen Taufsohn. Daß dieser in einer Millionenstadt aufwächst, erklärte er für einen großen Segen; die Weltstadt bilde ganze Menschen, energische, zähe Naturen, die wissen, was sie wollen, und durch nichts Unerwartetes in Verlegenheit zu bringen sind; hingegen sei das Land eine Schule der weichlichen Indifferenz, der Sentimentalität und hilfloser Selbstvergessenheit. — Ich schwieg.

Was man die Gefahren der Großstadt nennt, führt meist nur zu einzelnen Exzessen; schlimmer

ist ihre allgemeine Gefahr, nämlich daß sie den Geist mit Trivialität durchsättigt.

Es ist ein geringer Unterschied, ob ich zu einem großen oder einem kleinen Ganzen gehöre; aber ein bedeutender, ob ich der tausendste oder der millionste Teil des Ganzen bin.

Der moderne Mensch trägt aber den Kopf um so höher, je kleiner der Bruch ist, welcher sich ergibt, wenn man ihn durch das Ganze dividiert.

Wie unfrei ist doch der Großstädter! Er hat nicht einmal die Freiheit, an schönen Sommerabenden in Hemdsärmeln auf einer Bank vor seiner Haustür zu sitzen.

Die modernen Riesenstädte mit ihrem charakter- und physiognomielosen Kasernenwesen sind vor allem tödlich langweilig, weshalb ihre Bewohner denn auch kein besseres Vergnügen kennen, als das Weite zu suchen. Die älteren unter diesen Städten sichern sich doch noch einigen Reiz, indem sie es ablehnen, ganz modern zu sein. Aber

schließlich sind sie gezwungen, mit den anderen zu gehen.

Die Großstädter finden sogar auf ihren Sommerreisen die Ruhe nicht. Diese Menschen fliehen vor einander und treffen sich auf der Flucht immer wieder.

Der Großstädter hat eine eigene Naivität. Er kennt wohl vielerlei, aber alles, Menschen und Dinge, nur oberflächlich, daher unsicher, und so hat er äußerst geringe Widerstandskraft gegen Überredung. Diese fehlende Widerstandskraft macht ihn leicht erregbar, aber haltlos. Das ist nun die Gefahr: sind erst einige einem Wahne, sei es auch dem tollsten gewonnen, so werden die anderen leicht mitgerissen, weil keiner so feste Überzeugungen hat, daß er sie gegen eine Mehrzahl zu behaupten sich getraute. Diese Leute lassen sich leicht beherrschen, aber eben so leicht von unten, wie von oben. Eine Vertiefung und Befestigung der Kultur kann nicht eher erreicht werden, als bis der Typus des Großstädters überwunden ist.

Mir ist diese germanische Vorstellung ganz natürlich: daß Gott lieber in Wäldern wohnt, als in Häusern.

Vielleicht ist es dem jungen Sebald ganz nützlich, daß er so früh schon ausschließlich in dieser gefährlichen Umgebung leben muß; das könnte wie eine Ekelkur wirken.

Balder schreibt mir häufig. Er gewöhnt sich nur schwer an das Leben im Internat; und mir ist das beinahe eine heimliche Freude, weil er so nach mir Sehnsucht hat. Eine Art von mütterlichem Egoismus, die wohl Verzeihung verdient.

Die Schule scheint verhältnismäßig recht gut zu sein. Für meinen Taufsohn freilich ist mir keine Schule gut genug; denn eine jede ist ein pis — aller.

Die Schule sollte ihre Zöglinge von der Alltäglichkeit, welche auf ganz andere Weise zu ihnen spricht, möglichst weit entfernen. Schon darum hat die Antike und die Mathematik einen so ganz besonderen Wert. Der Begeisterung für die Antike

mag sogar ein ganz klein wenig Unwahrheit hingehen; es ist wenigstens keine tendenziöse Unwahrheit.

Wenn die Schule mehr tun wollte, den künstlerischen Sinn zu entwickeln, so könnte sie das natürliche Kapital an Lebensfreude durch Zins und Zinseszins bald vervielfältigen.

Ein gewissenhafter Unterricht wird vor allem objektiv sein. Der Schüler soll denken lernen, aber es ist ein tyrannischer Übergriff, ihn lehren zu wollen, was er denken soll. Der ehrliche Pädagoge ist wie der Zahnarzt, welcher seinen Patienten befähigt, mit kräftigen Zähnen zu beißen, ohne daß es ihm jemals einfallen würde, dem Patienten seine Diät vorzuschreiben.

Mit einem Worte: Die Bildung kann immer nur formal sein; denn den Geist ändern zu wollen, wäre eine leere und unverschämte Anmaßung.

Außerdem kann sie immer nur allgemein sein, was man braucht, muß man stets ad hoc lernen.

Belohnungen sollte man in Schulen nicht austeilen. Denn gar zu oft wird lediglich Gott belohnt für die Gaben, die er diesem oder jenem verliehen hat.

Der höchste Erfolg, den der Lehrer erreichen kann, besteht darin, daß der Schüler das Gelernte so weiß, als wäre es eine angeborene Erkenntnis.

Ich denke immer noch viel an meinen kleinen Sebald und fühle mich immer noch sehr verlassen. Nun hat der Knabe sich in seiner neuen Umgebung allmählich eingelebt und schreibt mir darum weniger, was mir denn doch ein innerlicher Verdruß ist, so sehr ich mich darüber freuen sollte.
Sonderbar: ich bin für den Augenblick der Natur müde. Wohl wandere ich täglich, wohl genieße ich eine schöne Abend- oder Morgenstimmung; aber ich habe das väterliche Interesse für die Pflanzen meines Gartens verloren. Die Gartenarbeit ruht fast ganz. Hingegen lese ich viel. Manchmal nehme ich Neues vor und freue mich, wenn ich Gutes darunter finde; lieber noch greife ich zu meinen alten Freunden, die ich lange nicht mehr angesehen hatte. Ein Buch, das man vor Jahren aufmerksam gelesen, liest man zum

zweiten Male mit einem sonderbaren Gefühl der Vertrautheit, als wenn man es selbst geschrieben hätte.

Gewiß verdanken wir alle der Summe des Gelesenen viel. Ja, das einzelne Buch sogar kann eine Umwälzung unseres Inneren hervorrufen; aber nach außen wirkt es kaum. Oder gibt es vielleicht Menschen, die in Wahrheit sagen können, sie hätten sich zu irgend einer Handlung, zu dem kleinsten Opfer, lediglich durch die Lektüre eines Buches bestimmen lassen?

Wenn ein Buch auf uns wirkt, so hat es lediglich das, was in unserem Unbewußten bereits lag, in das Bewußtsein gerufen. Es hat nicht in uns gezeugt, sondern lediglich die Arbeit eines Geburtshelfers getan.

Und nicht anders wirken Bücher auf die Masse. Niemals hat eine Druckschrift die Masse zu irgend einem Vorgehen veranlaßt, das ein wenig später nicht auf jeden Fall stattgefunden haben würde.

Denn was das fremde Wort zum Reifen bringt, würde das Leben auch zum Reifen gebracht haben.

Im Grunde will keiner etwas anderes hören, als was er selbst, bewußt oder unbewußt, schon denkt. Das wahllose Verschenken von Bibeln kann daher mehr Schaden als Nutzen stiften.

Mit dem — an sich völlig begründeten — Begriff der Suggestion wird ein arger Mißbrauch getrieben; man kommt auf die Verhexung zurück, indem man lediglich das Wort ändert.

Die Gemüter werden nur durch eigene und nicht durch fremde Erfahrungen bestimmt. Ein sehr großer, allgemeiner literarischer Erfolg beruht auf dem Aussprechen einer Erfahrung, die sehr viele gleichzeitig gemacht haben. Daher wird er nicht häufig den ganz überlegenen Geistern zuteil.

Er weiset auch wieder auf eine rätselhafte Mitteilung von Geist zu Geist hin, die dem ausgesprochenen Worte vorangeht.

Der laute Erfolg gereicht immer dem Dichter zum Schaden; Dichter und Sterbende sollten vor Lärm behütet werden.

Wer einmal einen großen Erfolg gehabt hat, muß nachher notwendig enttäuschen; das ist einer der Gründe, weshalb das Publikum nur die Toten gelten lassen will.

Darin stimmt es übrigens mit den meisten lebenden Verfassern überein; denn diese wollen sich lieber vor Ahnen beugen, als vor Brüdern und Vettern.

In Deutschland hat man es sich bequem gemacht: die Ehre, die man allen zusammen schuldig ist, hat man auf den Namen des einen Goethe überschrieben. Dem wird nun Weihrauch in dicken Wolken und in ordinärster Qualität dargebracht.

Der Name Goethe bedeutet schon nicht mehr eine Person, sondern eine Seifenblase, einen aus Wortschwall und Wortschaum gewirbelten literarischen Nationalheros, fabelhaft und inhaltsleer wie die meisten Heroen . . .

Aber hätte man sich nicht eines minder verehrungswürdigen Namens bedienen können?

Womit verdient es dieser große Mensch, daß man seine Juwelen auf den Trödelmarkt schleppt, um Honorare, Doktorhüte und Professorensitze dafür einzuhandeln?

Wer den größten Dichter im tiefen Herzen verehrt, muß sich entsetzen über die sogenannte Goetheforschung, die taktlos und unkeusch das grobe Tageslicht gerade dahin zu werfen pflegt, wo eine tempelhafte Dämmerung herrschen sollte. — Und über die Schamlosigkeit jener, die sich an Goethe herandrängen, wie an einen Gönner, obwohl ihr ganzes Wesen dem seinigen feindlich und zuwider ist.

Schiller eignete sich doch weniger zum Objekt eines nationalen Götzendienstes. Er wird immerhin bis zu einem hohen Grade allgemein verstanden; das ist aber störend, wenn er Orakel nach jedem Geschmack und den widersprechendsten Wünschen gemäß geben soll; eine Pythia, die sich allzu klar äußerte, würde bald von ihrem Dreifuß gestoßen werden . . .

Was man schreibt, sind doch nur geistige Abfälle.

Von Goethe kann man mit mehr Recht als von irgend einem der wenigen ganz Großen sagen: das Größte an ihm ist, was er verschweigt — denn es ist entweder unaussprechlich oder unaussprechbar.

Wie oberflächlich Goethes Wesen aufgefaßt wird, zeigen schon die fortwährenden Vergleichungen mit dem ihm so gänzlich unähnlichen Bismarck.

Man kann freilich alles mit allem vergleichen, es kommt nur auf das tertium comparationis an; und das ist in diesem Falle wohl die sogenannte Berühmtheit.

Goethe ist so berühmt wie der Montblanc und so populär wie — Kant.

Wenn Goethe jetzt lebte, würde man ihn als einen literarischen Amateur und Sonderling rezensieren. Das wäre eben unvermeidlich; denn einen großen

Dichter trennt von den Zeitgenossen sein geistiger Umfang. Hat er wirklich in einem einzelnen Werke zeitgenössische Modernität gegeben, so treibt es ihn bei der nächsten Arbeit schon darüber hinaus; aber das Publikum will auf seiner breiten Straße bleiben und murrt über die Irrgänge des Talents.

Manche Leute bezeichnen solche Kräfte, welche ihnen persönlich fehlen, als eine Schwäche. Als wenn es nicht unendlich viele verschiedene Äußerungen der Kraft gäbe! Wo es gilt, Nüsse zu knacken, zeigt sich der Affe stärker als der Stier.

Die breite, lärmende Goetheverehrung ist bei alledem nicht gemacht, sondern sie entspricht einem vorhandenen demokratischen Bedürfnis. Früher sprach man gern von einer Republik der großen Geister. Den aufgeklärt und selbstbewußt gewordenen Massen kann eine solche Republik aber nicht mehr konvenieren; sie haben wohl das Verlangen, zu einer Größe hinaufzuschauen, wollen aber nicht dulden, daß mehr als einer bedeutend über sie hervorrage; daher ihre Vorliebe für das Cäsarentum. Goethe ist nun einmal zum intellektu-

ellen Cäsar ausgerufen; und mag auch seinen aufrichtigen Verehrern das Herz bluten, es läßt sich nicht ändern.

Das Nationale in den Literaturen ist zumeist jene internationale Mittelmäßigkeit, welche sich im Gefühl der eigenen Ohnmacht an einen tragfähigen Stoff klammert.

Dabei fällt mir Goethes Wort ein: „Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig“ . . .

Wer von geringen Mitteln viel Aufhebens macht, wird wegen seiner Frische gelobt; dekadent hingegen heißt, wer mehr kann als die anderen.

Des Dichters Höflichkeit liegt im Stil. Aber leider lesen die Leute gar zu ausschließlich mit den Augen; sie gewahren es nicht einmal, daß die Sprache ihren Ohren wohl tun sollte.

Diese künstlerische Herzenshöflichkeit besitzt nach meinem Gefühl Ruskin in hohem Grade. Auf

seinem Stil schwebt man, wie auf Gummirädern über Asphaltpflaster. Oder man kann auch sagen: sein Stil ist wie ein Orenburger Tuch, weich und warm, und läßt sich doch durch einen Fingerring ziehen.

Das Wort: bilde, Künstler, rede nicht, wird furchtbar mißbraucht, indem man alle Reflexion für unkünstlerisch ausgeben will. Gedanken sind auch ein Stoff, den man plastisch bilden kann, wiewohl ihre Verkörperung nur ganz großen Künstlern völlig gelingt.

Es gibt weibliche Talente, wie Kleist, und männliche wie Grillparzer; nur die wenigen Allergrößten sind, wie die Natur, Mann und Weib zugleich.

Ich mag Robert Browning sehr gern, trotz aller seiner Schwächen. Das Ganze zerrinnt mir bei ihm zwar meist unter den Händen, aber durch die Einzelheiten gewährt er einen unvergleichlichen Genuß. Und was man auch sagen möge: goldhaltiger Sand ist wertvoller als Erz.

Ein blitzend Wort in einer gedämpften Rede, das ist wie ein Diamant auf einem Sammetkissen.

Jean Paul klimpert manchmal mit seinem Golde. Er hat eben so viel Gold in den Taschen, daß sich das Klimpern kaum vermeiden läßt.

Das allein beweist schon die Größe Victor Hugos, daß die Hohlköpfe über ihn zu lächeln affektieren.

Lord Byron hatte seinen interessanten Lebensumständen eine Popularität zu verdanken, für welche seine Schriften zu gut waren. Und das rächte sich später.

Man rümpft so gern die Nase über das, was man Rhetorik nennt. Aber wir haben, durch unser mechanisches Lesen abgestumpft, ganz vergessen, daß die Dichtkunst sich einer Sprache bedient, welche durch das *Ohr* vernommen werden soll, daß in der Beredsamkeit ihre Kraft liegt, und daß sie nicht wissenschaftlich erweisen, auch nicht musikalisch einlullen soll, sondern hinreißen —

Den Streit um Idealismus und Realismus verstehe ich nicht, ich glaube auch kaum, daß die Streitenden sich über die Bedeutung dieser Schlagworte im

klaren sind. Wie ich es auffasse, gehört Idealismus zum Begriff der Kunst; in etwas anderem Sinne könnte man das Klassische noch am ehesten realistisch nennen, und den Naturalismus idealistisch.

Was wir in der Literatur klassisch nennen, ist eigentlich das Vorwiegen des Geistes über das Temperament.

Wie der Mathematiker aus drei Punkten einen Kreis, so kann der Dichter aus drei Augenblicken einen Charakter bestimmen.

Der Satz l'art pour l'art sagt nach meinem Gefühl eine Selbstverständlichkeit. Diejenigen, welche ihn bekämpfen, verlangen damit, es solle die Kunst fremden Zwecken dienen. Wie lebhaft haben sich schon Schiller und Goethe gegen diesen moralischen Utilitarismus erhoben, und wie vergeblich!

Milieuschilderung ist eigentlich ein unkünstlerisches Mittel, das Interesse zu erregen, denn sie versagt immer, wenn das Milieu nicht schon vorher einigermaßen bekannt war. Oder sie wirkt — wo es

sich um sehr fremdartige und sonderbare Dinge handelt — lediglich durch Verblüffung.

In der Kunst gibt es nur zwei Dinge: Schaffen und Genießen; was darüber ist, das ist vom Übel. Aber unseren Professoren erscheint im Grunde die Kunst als eine Wissenschaft.

Man hat am Faust so lange erklärt, bis er einem Leitartikel ganz ähnlich geworden ist.

Alles Erklären von Kunstwerken kann immer nur an der Oberfläche haften. Denn dazu ist der Dichter eben Dichter, daß er uns mitteilt, was auf andere Weise keiner Mitteilung fähig ist. Sonst wären seine Bemühungen ein Kinderspiel.

Vernunft ist eine wertvolle Gabe, doch das Höchste genießen wir nur, wenn wir den Banden der Vernunft entrinnen, wie Künstler und Liebende es bezeugen mögen. Die Kirche hat immer diese große Wahrheit gepredigt, über die kleinsinniger Spott sich töricht genug lustig macht.

Der Dichter ist ein Quell, der irgendwo hervorbricht — aus einem unterirdischen See. Man kann sagen, aus dem Dichter spricht Gott, oder das Absolute — kurz jenes Allgemeine, für das uns die Bezeichnung wie auch die deutliche Anschauung fehlt.

Die Landes- und Zeitgenossen haben keinen Grund, auf ein Genie stolz zu sein; überall kann ein Meteor herabfallen und ein Genie geboren werden.

Daß ein Meteor vom Himmel kommt, wollten die Gelehrten lange nicht glauben; und dem Dichter streiten sie es noch immer ab.

Wie wunderlich sind jene Leute doch, die Goethe zu verehren vorgeben und zugleich über die modernen Ästheten zetern! Als wenn Goethe kein Ästhet gewesen wäre, und Horaz, und Walther von der Vogelweide, kurz alle, die etwas dauerndes hinterlassen haben! — Dabei wären diese Leute in manchen Fällen außerstande, von einem Gedichte, das sie nicht kennen, zu sagen, ob es von Goethe, von Platen, oder von Stefan George sei.

Die Romantiker werden eine heimliche Vorliebe für den Henker nicht los.

Wer Feinheit geben will, muß ein Sujet wählen, das öfter behandelt worden ist. Sonst bleibt seine Feinheit unverstanden.

Künstlerische Keuschheit halten die Durchschnittsrezensenten für künstlerische Impotenz.

Rätselhaft, aber unbestreitbar, bleibt mir die Verwandtschaft dichterischen Schaffens mit dem Sexuellen. Auch das dichterische Zeugen geht unter einer hohen Wollustempfindung vor sich, und das dichterische Gebären in stoßweisen, immer schnelleren Wehen; die beiden Kräfte können einander vertreten, schädigen und verstärken; und so ließe sich noch manches anführen.

Liebeslieder sind wohl die Grundlage aller Literatur. Und sie allein sind, wenn auch noch so unbeholfen, immer rührend, niemals lächerlich; denn in ihnen dichtet die Natur selber, und vor der schweigt die Kritik.

Prüderie verdient, in der Literatur noch mehr als im Leben, das entschiedenste Mißtrauen. Besonders gefährlich ist sie für die heranwachsende Jugend; denn Prüderie ist das sexuelle böse Gewissen.

Das Gerede von moralischer und unmoralischer Literatur klingt dem Künstler, wie dem Mathematiker die Frage, ob sein Dreieck rot oder grün sei.

Wie könnten die zwei sich auch berühren? Die Moral soll unser tätiges Leben durchdringen, von dem die Kunst uns befreien soll.

Man kann auch sagen: für das isolierte Individuum gibt es keine Moral, für Volk und Menschheit keine Kunst.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Das muß die Kunst sagen, die Moral darf es nicht.

Wenn nun die Verkoppelung von Kunst und Moral unmöglich und sinnlos ist, warum kommen die

Artikelschreiber immer wieder darauf zurück? — Weil sie weder die eine noch die andere ernst nehmen. Wenn man freilich die Moral auf eine Phrase reduziert und die Kunst auch, dann kann man die beiden vielleicht schließlich zur Kongruenz bringen; aber es ist die Kongruenz zweier Schemen.

Wahrheit ist die Moral des Dichters, wenn man durchaus von einer solchen reden will. Ein Schriftsteller, der um gesellschaftlicher Anschauungen willen die Aufrichtigkeit seines Schaffens beeinträchtigt, ist ebenso verächtlich wie ein Richter, welcher um persönlich zu gefallen, das Recht beugt.

Der angeblich moralische Dichter ist also eigentlich unmoralisch; einem zarten Gefühl entgeht das auch nicht, es empfindet eine Verletzung seiner Schamhaftigkeit vor der moralisch aufgeputzten Literatur — wenn es auch dieses unbehagliche, schwer zu definierende Gefühl meist falsch deutet.

Mit wie einfachen Mitteln dichtet die Natur! Sie verschmäht Kontrastwirkungen nicht, aber sie kann,

ungleich den sterblichen Künstlern, auch auf solche verzichten.

Der Natur ergeht es ebenso wie einem ehrlichen irdischen Meister: die schwierigsten Aufgaben verfehlt sie am ehesten. Darum gelingt ihr die vollendete Schönheit menschlicher Erscheinung so selten.

Und noch viel seltener die allerhöchste und herrlichste Leistung ihrer Schöpferkraft: ein schönes menschliches Gemüt.

Wir können uns eine schöne Seele in einer häßlichen Person gar nicht vorstellen. Wie Perlmutter das äußere Licht, so soll ein Antlitz das innere Licht in milden, bunten Farben brechen.

Die Fühlfäden des Herzens reichen weiter als die tastenden Finger des Verstandes. Ja, dem Gemüte kommt ein Teil von Allwissenheit zu. Es gibt nichts Tröstlicheres und Seligeres, als die verschwiegene Not des Herzens von einer schönen Seele verstanden zu wissen.

Lukas und Cäcilie, die höchste Blüte alles Menschentums — Heilige zugleich und Künstler.

Die Moral hatte den deutschen Professoren noch zuviel antike Schönheitslinie, deshalb machten sie die dürre, eckig-spitzige Sittlichkeit daraus. Die paßt nun freilich besser in Leitartikel und Schulprogramme.

Ich glaube, die Moral kann man so wenig in ein System bringen, wie das Glück im Roulettespiel.

Denn sie ist kein Sollen, sondern ein Nicht-anders-Können.

Sie ist ein eingeborener Adel, der durch kein Patent verliehen werden kann.

Mit der moralischen Schönheit ist es, wie so häufig auch mit der körperlichen: sie wird ihrem Träger zur Last, aber er kann sie nicht los werden.

Wenn ich mich nicht täusche, ist Schopenhauer in diesem Falle seinem Vorgänger Kant weit überlegen. Will man die Moral zu irgend etwas in Beziehung setzen, so kann es nur das Mitleid sein. Eigentlich ist Mitleid aber erst die Tochter der zarten moralischen Allwissenheit.

Wir wollen alle den Herrenmenschen preisen, der zuvörderst die Herrschaft über — sich ausübt.

Im Grunde besteht freilich diese Herrschaft eben darin, daß die bösen Instinkte schwächer ausgebildet sind, als die guten.

Die Leute sind mir immer verdächtig, die sich um die Tugend ihres Mitmenschen bekümmern.

Die edle innere Güte hat als Frucht eine unberührbare Heiterkeit. Traue keiner Tugend, die sich übler Laune zeigt.

Am ähnlichsten ist Gott, wer fremde Fehler mit milder Nachsicht still gewähren läßt.

Das innere Leben eines guten Menschen ist so ausgeglichen, wie wenn eine Schicht Öl darüber gebreitet wäre.

Gott sieht nicht auf Moral, sondern auf ein gutes Herz.

Die allerhöchste Moral sieht aus, wie moralische Indifferenz.

Die Prädestinationslehre ist vornehm. Es gibt eine Prädestination zur Tugend wie zur Seligkeit — oder vielmehr, es ist die gleiche.

Wir reden immer von der Besserung der Gefallenen. Und doch beweisen wir durch unser Verhalten gegen diejenigen, die einmal einer Schuld überführt worden sind, daß wir an die Möglichkeit einer solchen Besserung nicht glauben.

Wahrer Altruismus ist zugleich der höchste Egoismus. Denn indem wir alles hingeben, werfen wir den Ballast von unserer Seele, daß sie hoch über den Köpfen der anderen sich in Wolken verliert.

Ohne den Schmerz und seine zersetzende Wirkung ist vielleicht keine Charakterbildung möglich: was kristallisieren soll, muß zuerst aufgelöst werden.

Ein reifer Geist ist so beschaffen, daß ihn jede Partei gegen jede andere Partei zitieren kann.

Versenke dich völlig in dich selbst — und du hast die Vereinigung mit Gott.

Es ist die wirksamste Form der Sittenlehre, durch ein schönes Vorbild die Liebe zu der Schönheit der Tugend zu erwecken.

Der Mensch, der nach den Sternen lange starrt,
Meint sie im eigenen Gehirn zu sehen.

Wer ungeblendet in die Sonne schaut,
Der ist ein Adler — oder blinder Maulwurf.

Die kindergleiche Unschuld des Genies
Ist viel zu rein, um von Moral zu wissen.

Auf schöne, zarte Seelen wirkt der Begriff des Sittlichen wie eine Schamlosigkeit.

Man muß die menschliche Gesellschaft gegen Verbrechen schützen. Aber ob man strafen soll? Unser Strafsystem besteht eigentlich darin, daß man den Unmoralischen noch unmoralischer macht.

Ein Verderben ist es immer gewesen, wenn man in älterer und neuerer Zeit die Moral nicht auf den Menschen bezogen hat, sondern auf eine wandelbare menschliche Institution, die doch nur Mittel zum Zweck sein soll, und die man damit zum Zweck erhob: den Staat. Man hat willkürlichen Konstruktionen damit Tor und Tür geöffnet. Und merkwürdig: während wir in unseren Anschauungen über die Welt zu einer unnatürlichen Vereinfachung drängen, machen wir unsere eigenen Schöpfungen immer komplizierter. Der Mensch wird vereinfacht, indem man ihn in seinen willkürlichen Handlungen immermehr beschränkt, ihn herabdrückt zu einer Marionette in der Hand eines materialisierten logischen Systems, das ihn überall, in Handel und Gewerbe, im bürgerlichen Leben, bis in sein Schlafzimmer hinein, um-

klammert; aber das System wird immer unübersehlicher. Die Paragraphen vermehren sich wie Bazillen, und ebenso vermehrt sich die Zahl derer, die sich um anderer Leute Angelegenheiten bekümmern sollen.

Würde man so leidenschaftlich gegen den Sozialismus wettern, wenn man sich nicht gestehen müßte, daß man von ihm schon ganz umgarnt ist?

Mir fällt ein Brief Skarpls ein, mit welchem er mir einst seinen Besuch anmeldete, als ich in Paris wohnte. Der Brief ist absurd, wie alle die geistigen Sprünge dieses wunderlichen Menschen, aber er enthält, wie die meisten, einen ernsthaften Kern.

Ew. Liebden, Vetter, Bruder oder welchen Verwandtschaftsgrad Sie sonst vorziehen. Wenn Sie mich nun einmal erwarten, dann bitte ich Sie, Ihre Appartements auf das würdigste herzurichten, denn Sie empfangen etwas anderes als bloß einen armseligen Protégé. Doch kann ich so bald meine Ankunft noch nicht versprechen, denn ich habe das Haupt von Sorgen voll.

Ich habe mich nämlich zum König der Sahara gekrönt. Nun ist allerdings diese Idee nicht original: Sie wissen so gut wie jeder, daß Herr Lebaudy sie vor mir gehabt hat; indessen ist Originalität im Leben eigentlich polizeiwidrig, auch halte ich mich nicht gern in dem allgemeinen Rennen an der Tête des Feldes, weil mir im Finish meine Überlegenheit zu zeigen stets unbenommen bleibt und jeder Jockey, General oder Komiker weiß: wer zuletzt lacht, lacht am besten. Ob das Reich des Herrn Lebaudy noch besteht, ist mir unbekannt; auf keinen Fall jedoch kann es mit dem meinigen in Kollision geraten; denn dieses findet sich wohlverwahrt in meinem Studierzimmer.

Deutsche Mystiker und Historiographen haben im Staat eine Fülle des Seins entdeckt, welches den einzelnen Individuen, die den Staat bilden, nicht zukommt; sie wissen gar artig von seinen wundersamen Kräften und seiner geheimnisvollen Eigenseele zu plaudern. Ohne Zweifel haben sie recht, wenn sie auch die Sache ins Ideale verschönern; wie die Gesetze, welche für die Natur der Gase gelten, sich streng genommen nur auf absolute Gase beziehen, solche aber in der Wirklichkeit nicht anzutreffen sind, so haftet auch unseren konkreten Staaten immer etwas Menschlichkeit an, von den Menschen, welche das Material des großen Wesens ausmachen, so daß es der sittlichen, logischen

und wissenschaftlichen Ordnung noch immer an absoluter Totalität gebricht. Da ich aber nur mit dem Vollkommenen zu tun haben mag, so habe ich alles Menschliche ausgeschaltet, welches um so leichter ist, da der einzelne nach der Lehre obgedachter Mystiker nichts bedeutet, eine Summe von Nullen aber lediglich Null ergibt; ich verfüge so über den absoluten Staat, oder anders ausgedrückt, über den Astralleib des Staates, welchem jene politischen Spiritisten so warme Verehrung bezeugen.
Das Gebiet meines Reiches habe ich auf der Landkarte sehr genau abgesteckt, es hängt nur von meinem Willen ab, ob und wann ich es etwa noch vergrößere. Eine treffliche Verfassung liegt, mit der Maschine geschrieben und sauber gebunden, in meinem Pult. Sie war leicht zu machen, da mir ohnehin keiner widersprach, außer etwa die Vernunft, auf die ich wie andere meinesgleichen nicht höre; erkleckliche Mühe hingegen kostete die Organisation der Verwaltung. Gar viele waren mit einem Amt und mit einem passenden Gehalt zu bekleiden: Minister, Unterstaatssekretäre, Finanzkollegien, Wasserbauämter, Hofprediger, Deichvögte, Richter, Henker und Rektoren, ferner das ganze Militär vom kommandierenden General an bis zu dem letzten Kapitulanten.
Mit vieler Arbeit ist es mir endlich gelungen, eine schöne Symmetrie in diesen reichgegliederten

Rahmen zu bringen — es handelt sich selbstverständlich nur um die Cadres, diese sind in papierener Vollständigkeit da; das gemeine Menschenvolk, das nötig wäre, diese Cadres zu erfüllen, habe ich, wie bereits gemeldet, eliminiert.
Indessen behalte ich es doch bei als abstrakten Begriff, ähnlich dem unsichtbaren Chor in so manchen guten Opern; denn sonst wüßte ich nicht, wem ich Steuern auferlegen, und wem ich mit Schutzzöllen unter die Arme greifen soll. Diese Steuern und Zölle sind nun auch beinahe fertiggestellt; in Verbindung mit den Gehältern ergeben sie mir ein Budget, an welchem ich noch angestrengt arbeite, um es in das rechte Gleichgewicht zu bringen. Bin ich damit fertig, dann besuche ich Sie und berichte Ihnen mehreres mündlich.

Der ich bin

Ew. Liebden freundwilliger Vetter und Bruder

Skarpl.

Balders elfter Geburtstag. Ich hatte ihm ein kleines Geschenk übersandt, für welches er mir in einem langen Briefe dankte. Er scheint in der Schule recht gern zu sein und unter seinen Kameraden einiges Ansehen zu genießen. Ein

entschiedenes Talent zum Zeichnen, von welchem er schon als Kind Spuren verriet, hat sich inzwischen kräftig entwickelt, wie das auch aus einigen Blättern, die er mir verehrte, hervorgeht. Ihm selbst bereitet dieses Talent viele Freude, und er hat sich in den Kopf gesetzt, Künstler werden zu wollen. Mir wäre das ganz recht, wenn er ein guter Künstler werden kann.

Der Vormund war bei mir, und ich zeigte ihm Sebalds Blätter. Er wußte schon um diese künstlerischen Regungen und verhehlte seine Enttäuschung, seinen Zorn nicht, ja er sprach schon davon, den jungen Sebald aus der Schule zu nehmen; ein Plan, den ich in diesem Augenblicke für sehr verfehlt halten müßte, den ich daher mit Ruhe zwar, doch mit Einsetzung meiner ganzen Autorität, bekämpfte. Vorläufig will der strenge Mann warten. Aber er ist ganz erbittert gegen seinen Schützling, auf den er so große Hoffnungen gesetzt. — Was für eine Vorstellung der sich von dem Berufe eines Künstlers macht! „Ein faules Lotterleben“ — als wenn der ehrliche Künstler nicht so hart arbeiten müßte wie irgend einer! Die schöpferische Begeisterung, meinte er, entstamme dem Absynthglase. Der Kultus der Kunst sei überhaupt unmoralisch — als wenn es nicht die beste Gottesverehrung wäre,

mit seinem Pfunde zu wuchern! Der Künstler leiste Unnützes und Entbehrliches — als ob eine Schokoladenfabrik nicht das gleiche täte! — Jedoch behielt ich meine Einwendungen für mich und bemerkte nur, daß Jugendträume selten in Erfüllung zu gehen pflegen, daß man sie durch den Widerstand verstärkt, auch, daß jede reichere Natur einmal durch eine Periode kindlich-überschwenglicher Anwandlungen gehen müsse. Diese Gründe überzeugten ihn einigermaßen; und ich sagte sie nicht einmal ganz unaufrichtig, denn ich selbst glaube kaum, so gern ich es täte, an die Vollendung dieser ersehnten Künstlerschaft.

Den wahren Künstler erkennt man daran, daß er unter seiner Begabung leidet, und daß einige Augenblicke allerhöchsten Glückes ihn für einen ewigen unsicheren Kampf entschädigen müssen.

Einen zufriedenen Künstler findet man daher so selten, wie einen freundlichen Berliner.

Der Künstler kann sein Talent gar nicht für sich reservieren; wer ein Parfüm genießen will, muß es in die Welt hinauslassen.

„Mozart und Wagner verhalten sich zueinander wie Zeit und Raum.“

Das ist eine vollkommen sinnleere Phrase: wieviel Gescheites aber würden die Leute herauszulesen glauben, wenn man sie druckte! Denn wo man keinen Sinn findet, vermutet man Geist.

Kunst ist nicht Nachahmung der Welt, sondern Wiedergeburt der Welt.

Die Schauspielkunst mag wohl die schwerste sein, weil sie am meisten Selbstverleugnung erfordert.

Das Leben mit Kunst zu durchdringen, ist etwas anderes, als es mit Kunstprodukten zu behängen.

Künstlersinn ist Einfalt in der besten Bedeutung.

Einfachheit und die große Linie — das ist die Voraussetzung der Lebenskunst.

Eines bleibt freilich wahr: Kunst ist Prostitution. Aber ist das nicht jede mitteilsame Begeisterung, auch die des leidenschaftlichen Beters, der eine zögernde Menge durch seine Glut befeuert? Traurig, niedrig, erbärmlich — in dieser Gestalt sehen wir die Prostitution alle Tage vor unserer Türe; aber sie waltet auch in ihrer Verklärung als eine milde Fee. Sie ist die rührend überschwengliche Freigebigkeit: das Opfer der eigenen Scham und das Darbringen der eigenen Schönheit. — Mag der Astartedienst, wie die Willfährigkeit indischer Tempelhüterinnen auch noch so häßliche Züge verraten, es könnte ein wundervolles Verschwisterungsfest der Menschheit sein. Die tiefste, rückhaltlose Offenbarung — ein herrlicher Traum — denn sie setzt unter den Menschen Vollkommenheit voraus . . .

An diesen Gedankengang schließt sich die vielerörterte Frage: soll der Mensch, soll der Mensch, insbesondere das Weib, seinen Körper der Kunst zur Verfügung stellen? — Ich sage: gewiß; was ließe sich besseres mit dem Körper beginnen' Was kann das Fleisch mehr adeln, als daß es beiträgt, ein geistiges Werk zu schaffen? Und es liegt eine adelige Freiheit in der selbstgewissen Enthüllung, wie Fürsten ihre Wohnräume dem

ganzen Volke zeigen. Warum sollte man auch seinen Körper nicht ebenso unbefangen vorweisen, wie seine Diamanten? Sind doch beide — Besitz.

Wir sehen in der Nacktheit nur noch das Geschlechtliche, sie ästhetisch zu sehen, haben wir ganz verlernt. Das kommt von der jahrhundertelangen Verhüllung unseres Körpers; könnten wir griechisch frei unter der Sonne wandeln, so würden auch von unserem Geiste viele dumpfe Hüllen fallen. Unbefangenheit ist aber die Voraussetzung aller reinen Menschengröße, sie ganz allein kann der Lüge entraten. Oft male ich mir aus, welchen freien Stolz, wieviel echte Urbanität, welch erhabene Einfalt des Sinnes ein Geschlecht haben müßte, das sich nicht scheute, die gottgegebene Nacktheit offen zu zeigen; und ich glaube zuweilen sogar, solch eine Zeit herrlichster Menschheitsentfaltung in der Zukunft schimmern zu sehen — scheint es doch fast, als kehrte unsere Zivilisation aus dem dichtesten Wirrwarr kleinbürgerlicher Selbstvermummung langsam zurück.

Eine Gesellschaft, welche die Nacktheit nicht kennt, kann auch die kindliche Keuschheit nicht kennen.

Ein Weib sagte zu einem Manne: „Was kennst du von mir? Meine Haut“ —

Meinem jungen Sebald wünsche ich zu seinem zwölften Geburtstage, daß er vor allem eine gerade und franke Natur bleiben möge. Hat er dann im Leben keinen Erfolg, so ist er doch eine Person. — Überhaupt weiß ich nicht, ob ich ihm Erfolg in der Welt wünschen soll. Denn der gibt, soviel ich beobachten konnte, selten reine Heiterkeit, viel öfter ein mürrisches, mißtrauisches Wesen. Und er wirkt wie gewisse Biere, die den Durst für den Augenblick stillen, um ihn gleich darauf neu hervorzurufen.

Erfolg macht nicht weiser; aber Mißerfolg auch nicht.

Die eigentlichen, inneren Aristokraten werden von den Weltbegebenheiten selten zur Macht geführt; sie wünschen es auch gar nicht, halten sich zart und hochgemut zur Seite.

Schön ist es aber doch, in einer ererbten Macht zu wohnen. Was Plebejer geschaffen haben,

kann als Dünger für eine Dynastie von Adelsmenschen dienen.

Es gibt Naturen von einer ungeheuren Konzentration des Willens, die in sich mehrere Geschlechter ausleben. In ihren nächsten Erben offenbart sich dann schon eine eigene, fast morbide Reife, welche sonst nur als die aufgehäufte Hinterlassenschaft vieler Generationen vorzukommen pflegt. Manche unter den sehr reichen nordamerikanischen Familien könnten zu dieser Beobachtung als Beispiel dienen.

Der russische Bauer ist mir rührend wie ein kleines Mädchen, das vielleicht die Stammutter eines großen Geschlechts sein wird.

Es gibt eine bürgerliche Heuchelei und eine aristokratische Lebenslüge; es gibt einen aristokratischen Zynismus und eine plebejische Pedanterie der Schamlosigkeit.

Kein Laster ist so geschmacklos, wie die Salbaderei des Lasters. Wenn der Aristokrat egoistisch, hart

und ungerecht handelt, so verschmäht er es wenigstens, sich zu rechtfertigen; aber unseren armseligen Tinten- und Hörsaalpropheten ist es gelungen, aus dem schnöden Eigennutz ein Moralsystem zu machen, das denn auch ebenso vulgär und verlogen ist, wie seine Erzeuger.

Eine unfeine Gesinnung verrät sich vor allem im Beschönigen.

Wenn man Menschen und Hunde bissig machen will, muß man sie an die Kette legen.

Was uns an den Alten befremdet, ist ihre Unritterlichkeit. Aber wir beurteilen sie wohl auch nicht richtig, da wir von ihnen hauptsächlich die politische Geschichte kennen. Ihr bürgerliches Handeln war gewiß vornehmer als ihre Moral; uns ist das umgekehrte Verhältnis geläufiger.

In gewisser Beziehung ist es doch das Judentum was uns mit der Antike verbindet.

Wie herrlich ist unsere heurige Ernte! Die hohen Kornfelder wogen wie ein Meer, die Bäume biegen sich unter ihrer saftigen Last. Aus einem klaren Himmel leuchtet die Sonne, und Regenschauer fallen zu ihrer Zeit. Ein reicher Sommer geht zu Ende in Glanz und überschwenglicher Fülle — wie ein Leben — o nein, so reich kann kein Leben sein. Diese herrlichen Tage über all der wundervollen Frucht! O, die Natur ist gütig und zart: sie gibt ihre goldenen Äpfel auf silbernen Schalen.

Wenn ich jetzt durch den Garten wandele, so erscheint es mir unmöglich, daß es Bureaukraten und Sozialdemokraten gibt.

Welche Umwälzung würde das ergeben, wenn der Traum aller Chemiker wahr würde, nämlich daß die Menschen aus anorganischen Stoffen synthetisch zubereitete Nahrungsmittel herstellen lernten! Das müßte zu einer sonderbaren Vergeistigung führen; und der Boden würde aus einem Ackerfelde zu einem Blumengarten. — Aber ich glaube, dieser Traum wird ein Traum bleiben. Ohne daß ich einen überzeugenden Grund anführen könnte, habe ich das bestimmte Gefühl, daß die Natur dem Menschen nicht erlauben will, sich so von der Mitschöpfung unabhängig zu machen.

Das Landleben lehrt als höchste Weisheit die Einschränkung auf einen engen, gesicherten Kreis. Diese freiwillige heitere Beschränkung allein gibt Zuversicht der Dauer, also die höchste und stolzeste irdische Zuversicht; sie läßt auf die Leute des Erfolges mit ihrem kleinlichen, ehrsüchtigen Streben lächelnd herabblicken. Dem still-gefestigten Liebling der Natur erscheint alle die rastlose Betätigung wie ein aufgeregtes Kinderspiel.

Den Landmann macht es groß, daß er immer mit übermenschlichen Gewalten kämpfen muß.

Um jedes echte Menschendasein webt etwas Geheimnisvolles, das nur schwer auszudrücken ist: der Himmel, der auf den Menschen herabblickt, die Erde, auf der er steht, das Rauschen der alten Bäume um ihn, der Schatten des nahen Berges, das Blut in den Adern seiner Nachbarn; und eine geisterhaft fortdauernde Vergangenheit, von dem gegenwärtigen Leben durchdrungen und wiederum dieses durchdringend — alles das eine sonderbare Erweiterung und zugleich ein neuer, gigantisch-fester Umriß der Persönlichkeit. Sozialdemokraten und Bureaukraten sehen dieses Geheimnisvoll-Wesentliche nicht. Sie wollen alles Dasein mit

einfachen Verstandesoperationen bewältigen und so versteinern sie die lebendige Natur in tote Algebra. Sie fürchten instinktiv die Natur; der bureaukratische Staat sucht ängstlich zu verhindern, daß seine Beamten mit jenem geheimnisvollen Leben, das in Boden und Überlieferung wohnt, verwachsen, er jagt sie wie ein gehetztes Wild über seine ganze Oberfläche.

Wenn die staatliche Bureaukratie noch eine gewisse Größe hat, so ist der private Bureaukrat rein traurig-lächerlich.

Es ist eine einzige menschliche Institution, in welcher die großen Phasen der Natur sich regelmäßig wiederholen — Frühling, Sommer und Winter, Blüte, Frucht und Absterben — das ist die Familie. Sie steht darum von allem, was der Mensch bewußt oder unbewußt geschaffen, der Natur am nächsten. Und sie ist die vornehmste aller Institutionen, weil sie die größte Dauer hat. Wie schwankend und veränderlich ist im Vergleich das Dasein der Staaten! — Die Familie erlegt dem einzelnen Beschränkungen auf, aber sie beschränkt ihn mit; als Mutter aller Rasse ist sie die Urmutter aller Harmonie.

Ich habe Momente einer eigentümlichen geistigen Mattigkeit. Dann finde ich kein Vergnügen daran, mich mit meinem Garten zu beschäftigen oder mich überhaupt zu beschäftigen, und dennoch plagt mich der heimliche Vorwurf einer sträflichen Untätigkeit.

Die Frucht der Erfahrung ist eine ruhige Skepsis. Aber wehe, wenn diese Skepsis noch nicht definitiv ist und an ihr wieder der Zweifel nagt! So peinigt mich die Vorstellung, ich könnte das weltliche Treiben und Dichten, das leidenschaftliche Ringen meiner Zeitgenossen zu unrecht gering geschätzt haben.

Ein Vorzug des Alters ist es, daß das eigene Urteil sich nicht mehr so leicht von außen beeinflussen läßt und die Scheu vor Autoritäten schwindet. Aber dieser Vorzug selbst ist mir vielleicht nicht sicher gewonnen. Durch Zeitschriften, Briefe und Bücher stehe ich noch mit der Außenwelt in Verbindung; und nun sehe ich, daß so viele ehrliche tüchtige Menschen sich in den Vorstellungen bewegen, die ich längst abgelegt habe, und es kommt mir immer wieder der Gedanke: hattest du als einzelner gegen alle diese recht?

War es nicht Vermessenheit, klüger sein zu wollen, als sie alle? — Und doch kann das, was ich lese oder höre, mich nicht überzeugen; ich müßte die Menschen wiedersehen, ich müßte teilnehmen an ihrem Leben, um mir ein letztes, abschließendes Urteil zu bilden. Fast hätte ich Lust zu einer Reise nach Europa — oder nein, das ist nicht der rechte Ausdruck, die Reise erscheint mir als Pflicht. Einladungen habe ich mehrere, auch von reichen Freunden, in deren Hause ich bequem und ungestört leben könnte.

Sie reden alle von der Zukunft, sie sehnen sich nach einer schöneren Zukunft und bemühen sich mit Leidenschaft, sie vorzubereiten. Ich habe das für nervöse Unruhe, Mißzufriedenheit und Selbsttäuschung erklärt. Aber läßt sich für das Künftige wirklich nicht anders als durch Resignation etwas tun? Sollte dieses übereinstimmende Streben nicht einem unbewußten Naturdrange entspringen, der tiefer als alles menschliche Grübeln ist?

Wenn alle gleichmäßig von einer besseren Zukunft träumen, dann ist diese Zukunft bald da.

Es ist freilich wahr: Der jugendlich-tätige Mensch kann das Leben kaum beurteilen. Man sieht einen See nicht, wenn man im Schifflein von den Wogen umhergeschaukelt wird; erst nachdem man sich auf eine Klippe am Ufer gerettet hat, vermag man ihn zu überblicken. — Aber — es könnte inzwischen ein täuschender Nebel heraufgezogen sein. . . .

Zufällig kam mir gestern wieder eine freundliche Einladung. Ich hatte nicht den Mut, bestimmt abzusagen.

Alles, was man Zukunft nennen kann, habe ich ganz allein in der Person meines Patenkindes gesehen. Aber ist der Knabe nicht sterblich? Und soll dann die ganze Zukunft mit ihm gestorben sein?

Eine friedliche Dämmerstunde. Indem ich aus dem Fenster schaue, ist es mir, als blickte ich über einen unendlichen Ozean, über die Furche hinweg, die mein Schiff im Wasser zieht, und die sich vor meinen Augen langsam verflacht. —

Große und gute Gemüter sind immer demokratisch gesinnt, insofern vor ihnen wie vor Gott, ein jeder nur nach seinem inneren Wesen gilt, gleichviel, welches seine äußeren Verhältnisse sein mögen. Doch sind sie auch aristokratisch, insofern sie wünschen, daß jeder sich in seiner Art genüge und sich nicht durch die falsche Eitelkeit erniedrige, etwas anderes sein zu wollen, als er ist.

Falsche Originalität. Es handelt sich nicht darum, sich von den anderen zu unterscheiden, sondern nur, sich selbst gleich zu sein.

Nietzsche hat etwas Rührendes, wie ein Kind im Rausch.

Nietzsche würde die Leute weniger begeistern, wenn er völlig reif geworden wäre.

Einige Geister reifen wie Früchte: sie werden süßer; andere reifen wie Käse: sie werden schärfer.

Halbbildung verrät sich darin, daß sie gerade mit den schwersten Problemen am leichtesten fertig wird.

Die wahrste Gottesverehrung ist doch: mit seinem Pfunde zu wuchern. Allerdings kann dieses Pfund auch in der Fähigkeit zur Meditation bestehen.

Bedeutenden Menschen ist es gegeben, kolossale Irrtümer zu begehen; so schrieb Katharina die Große ein aus drei Buchstaben bestehendes russisches Wort mit vier Fehlern.

Mein Koffer ist gepackt; morgen reise ich.

Ostende.
Neun Monate bin ich gereist, in England, Frankreich, Deutschland und Italien, nun sitze ich hier am Strande des Meeres und bereite mich auf meine Rückkehr vor. Hier kenne ich wenige, und es ist mir so am liebsten. Ich genieße einen Vorgeschmack meiner künftigen Ruhe, obgleich ich mich mitten im Badeleben befinde; ich lebe in einem prächtigen Hotel, speise an einer reichbe-

setzten Tafel und — sehne mich nach meiner Einfachheit. Von dem jungen Sebald habe ich gute Nachrichten.

Wenn man nachträglich glaubt, einen Irrtum begangen zu haben, so ist eben diese Ängstlichkeit meist ein Irrtum. Es begegnet einem, daß man sich quält, ob die Adresse auf einem Briefe auch richtig geschrieben sei; wenn der Brief schon im Postkasten liegt; und in diesem Falle kommt fast immer das Schreiben richtig an seine Adresse. So ergeht es mir auch jetzt. Jene Anschauungen, die ich mir in jahrelangen Kämpfen und Leiden von unserer modernen Zivilisation gebildet hatte, finde ich bei ruhiger Betrachtung im allgemeinen bestätigt.

Unmittelbar nach meiner Ankunft habe ich mich in Europa wieder heimisch gefühlt, auch die Veränderungen erstaunten mich nicht. Es ist mit diesem schnellen und leichten Erkennen wie mit einer in der Kindheit erlernten und dann vergessenen Sprache, die das Gehirn später ohne Mühe, gleichsam intuitiv, sich wieder aneignet.

Jetzt, wo ich gewissermaßen aus der Höhe herabschaue, kann ich mit einem Blick erkennen, was mir früher, indem es mich leiden machte, durch das Gefühl nur ganz langsam zum Bewußtsein kam.

Meine erste Bemerkung war, daß der Zug zum Sozialistischen sich noch verstärkt hat. Der Mensch lebt in seiner Stadt, wie der Reisende im Hotel; ihm stehen alle Einrichtungen eines raffinierten Luxus zur Verfügung, aber nichts gehört ihm.

Man ist im Verkehrswesen und in anderen Dingen so praktisch geworden, daß der Mensch nur mit äußerster Anspannung seiner Nerven alle die Erleichterungen zu genießen vermag, welche ihm geboten werden. Die Mechanisierung des Lebens findet eine Grenze; so ist es unnütz die Treffsicherheit eines Gewehrs über einen gewissen Punkt zu vervollkommnen, weil die Fehler des Auges und der Hand ohnehin größer sind.

Die Europäer fördern ungeheure Leistungen zutage. Nur gebärden sie sich, als seien die Menschen um der Einrichtungen willen da, und nicht um-

gekehrt. Man hört nie fragen: was müssen wir tun, damit unser Leben angenehm und glücklich sei; sondern nur: was können wir unternehmen?

Jemehr die Menschen sich in ihrer Arbeit spezialisieren, um so weniger scheinen sie sich im ganzen zu differenzieren. Wenn man dem Auge eines Landwirts trauen darf, so zeigt sich in den großen Städten von Rasse kaum eine Spur.

Und die Wohnsitze haben ebensowenig Rasse wie die Bewohner.

Das Leben ist so konzentriert geworden, aber auch so fade, wie eingedickte Milch.

O Gott, es gibt keine Kleinigkeiten mehr!

Einem naiven Gemüte müßte das moderne Leben sehr reich vorkommen mit seinen tausend Bequemlichkeiten, den vielen Gelegenheiten zu schneller Ortsveränderung und zu mancherlei Zerstreuungen. Aber nur das Seltene hat Bedeutung,

und der Genuß verliert, indem er sich vervielfältigt, wie das Geld, an Wert.

So, daß wir in unserem Lebenshaushalt mit viel größeren Summen rechnen und doch nicht reicher sind, als unsere Vorfahren.

Was mir immer von neuem auffällt, ist das kurze Gedächtnis unserer Zeitgenossen, nicht nur die kollektive Vergeßlichkeit, sondern auch die persönliche eines jeden einzelnen. Wenn man von Dingen spricht, die zwanzig Jahre zurückliegen, so horchen die Leute wie auf ein Märchen aus grauen Jahrhunderten. Was sie selbst erlebt, vielleicht mit durchgekämpft haben, ist ihnen bereits mumienhaft fremd geworden; ihr Dasein konzentriert sich wie das der Kinder auf die Minute. —

Merkwürdig bleibt mir immer diese Götzenverehrung der Zahl. Die Menschen sind nicht mehr auf sich und die ihrigen als Menschen stolz, sondern auf die ungeheure Summe des Lebenden in ihrem Lande oder ihrer Stadt. — Aber was ist eine Summe? Die kleinste Elefantenhorde kann die größte Schafherde zertreten.

Ich muß immer wieder sagen: Der moderne Großstadtmensch behält etwas eigentümlich Naives, das sich freilich bei den Nordamerikanern am entschiedensten zeigt. Er fährt so hastig durchs Leben wie ein Rennfahrer über die Landstraße; da kommt er denn an vielem vorbei, aber er sieht wenig. Außerdem fehlt ihm jene erweiterte Erfahrung durch bewußte oder unbewußte Tradition: er lebt das Dasein der Vorfahren nicht mehr mit. Das Leben verliert an Extensität, was es an Intensität gewonnen hat.

Ihr eigenes Leben wissen sie freilich zu schützen. Bewundernswert ist die Konsequenz und Energie, welche man an die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse gewendet hat; und aufrichtig zu bewundern sind auch die Resultate.

Kann man in dieser Beziehung über Nachlässigkeit nicht klagen, so vielleicht eher über gar zu beflissenen Eifer. Es macht einen unerquicklichen Eindruck, wenn ein Mensch immer an seine Gesundheit denkt, die kleinsten Schädlichkeiten ängstlich meidet und all sein Tun und Lassen nach der Rücksicht auf sein körperliches Wohlbefinden einrichtet. Diese Vorsicht erscheint wie ein klein-

licher, ängstlicher Eigennutz, ein Gegensatz zu jeder großen, generösen Empfindung; sogar die Mäßigkeit wird unschön und knauserig. Noch unerquicklicher ist die Sorge der Allgemeinheit um ihr körperliches Wohl, die manchmal in eine Massen-Hypochondrie auszuarten scheint. Diese leidenschaftliche Beschäftigung mit der als Hygiene bezeichneten Wissenschaft, diese beständige Sorge um Leben und Gesundheit, diese Unfähigkeit, irgend einmal die gebrechliche Fleischlichkeit zu vergessen! Wieviel vertraute Schönheit in Stadt und Haus ist nicht der Hygiene zum Opfer gefallen! Wie hat sie den keuschen Künstlersinn und die zarte Pietät überwuchert! Ja, wird sie nicht zur Blasphemie, wenn man in ihrem Namen die ehrwürdige Tradition des heiligen Abendmahls willkürlich verändert!

Und doch ist die ganze Wissenschaft im Grunde ziemlich überflüssig. Denn eine verständige Lebensweise ergibt sich aus einem vernünftigen Sinne von selbst.

Die Fesseln, welche die Natur uns auferlegte, sind gelöst; nun ist es die nächste und wichtigste Aufgabe der Zivilisation, sich in den neuen Be-

dingungen des Lebens — durch Anpassung und freiwillige Beschränkung — einen Beharrungszustand zu schaffen. Wer wirklich glaubt, daß es keinen Stillstand geben kann, der muß bestrebt sein, die fortschreitende Entwickelung so stark es angeht, zu bremsen, auf daß der Kulminationspunkt recht spät erreicht werde. Denn nachher gibt es die — Barbarei.

Daß die schwachen Menschen von den stärkeren regiert werden, kann man eigentlich nicht sagen. Häufig bleiben umgekehrt die Starken im Erwerbsleben, und die Schwächeren flüchten sich in ein Amt; die Eroberer tragen nicht den Säbel an der Seite, sondern Wechsel im Portefeuille. Die Zukunft wird wahrscheinlich dieses Verhältnis noch mehr ausprägen — vorausgesetzt, daß die Grundlage desselben nicht durch unerwartete Umwälzungen erschüttert wird.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hat die Rolle des Offiziers verändert, aber in gewissem Sinne gehoben; er nimmt nicht mehr im Kriege — den ja doch alle mitmachen — sondern im Frieden eine Ausnahmestellung ein. Es ist sehr wohl möglich, daß der Offizier noch einmal in der

Gesellschaft mehr beiseite stehen und für dekadent gelten wird — zugleich wird er dann die zarteste Blüte seiner zeitgenössischen Kultur darstellen — weil er an den Dingen des Alltags am wenigsten interessiert ist —

London.
Nun halte ich mich auf der Rückreise doch noch in England auf; eine besonders dringende Einladung mochte ich nicht abschlagen, und außerdem besorge ich verschiedene Anschaffungen. Der letzte Besuch auf dem Landgut eines Freundes liegt hinter mir; ich erwarte noch die letzten Lieferungen von den Magazinen; in zwei Tagen geht mein Schiff. — Draußen ist ein kalter Nebel; ich sitze in meinem stillen Hotelzimmer, ein Feuer prasselt im Kamin, und allerlei Gedanken ziehen mir durch den Kopf.

Der Luxus, den man in guten Häusern sieht, hat allerdings etwas Bestechendes, es gehört Urteilskraft und Charakter dazu, ihn nicht falsch zu bewerten. Jene Verschönerung des Lebens, welche Geist, Kunst und persönliche Tätigkeit uns gewähren mögen, habe ich niemals abgelehnt. Sie soll auf die höheren Fähigkeiten wirken und um

unser Gemüt einen harmonischen Frieden verbreiten, wie eine sonnige Landschaft es tut. Aber was der Verweichlichung des Körpers, dem gedankenlosen Kitzel der Sinne dient, ist vom Übel.

Man findet auch an Orten, die man als unbekannter Reisender besucht, eine gewisse Gastfreundschaft. Freilich ist es nicht jene rührende, vornehme Gastfreundschaft der einsam Wohnenden, sondern sie hat ihre Ursache teils in der Indifferenz, teils in der Hoffnung auf Gewinn. Beinahe kannibalisch klingt in meinen Ohren der Ausdruck: Fremdenindustrie.

Fremdenhaß ist eigentlich das Zeichen einer starken, wenn auch nicht notwendig hohen Kultur. Die haben keine Art, keine Tradition und keine Individualität zu bewahren, die ohne alle Reserve ihren Kreis jedem fremden Zufluß öffnen. Dem Fremden, selbst, wenn er ein Mensch von stolzem Wesen ist, bereitet das wahllose Entgegenkommen eine Enttäuschung, als wenn er in eine minder distinguierte Gesellschaft geraten wäre. —

Mag das Leben in Amt und Geschäft ein Kampf sein, so soll die Geselligkeit uns einige Feier-

stunden des Friedens bringen. Aber leider tobt im geselligen Verkehr der Kampf ungeschwächt weiter: der Kampf der Eitelkeiten. Jeder will sich vor den anderen zur Geltung bringen, daher er denn die anderen mißtrauisch betrachten und seine Überlegenheit jeden Augenblick rücksichtslos anzuwenden bereit sein muß. Hätten unsere gebildeten Zeitgenossen mehr Feinheit, so würden sie im geselligen Verkehr nicht an sich, sondern an ihre Mitmenschen denken und ihnen das bieten, was die herrlichste Blüte aller Kultur ist: Anmut des Wesens. Eigentlich besteht diese Anmut überhaupt bloß darin, daß man nicht an sich denkt. Das genügt, um jene weiche, selige Harmonie hervorzurufen, neben der die schönsten irdischen Genüsse schal und gemein erscheinen.

Gewisse konventionelle, mechanich anerzogene Formen sind in der Gesellschaft notwendig, damit der Geist sich um die bloß äußere Form nicht zu kümmern braucht.

Ein korrekter Mensch verhält sich zu einem feinen Menschen, wie ein Reimer zu einem Dichter.

Vornehm ist, wer derb mit Anmut sein kann.

Allgemeine Freiheit ist nichts anderes als die allgemeine Überwindung des persönlichen Egoismus.

„Von Kavalieren abgelegte Kleider". — O, wie vornehm ist doch ein Mensch in seinem Arbeitskittel!

Man klagt über den Hochmut der Engländer. Aber befördert man ihn nicht von allen Seiten durch charakterlose Nachahmung alles Englischen? Ist es wirklich vornehmer aus dem Englischen zu übersetzen: Seiner Majestät Schiff; anstatt in deutschem Deutsch zu sagen: Das königliche — oder kaiserliche — Schiff?

Skepsis ist wohl dem einzelnen ein Schutz, aber Völker stürzt sie in Unfreiheit. Wo über das Recht gespottet wird, sind jedem Despotismus die Wege geebnet.

Soekersdorf.

Nun bin ich seit etlichen Wochen wieder daheim, ich freue mich meines Gartens und meiner Ruhe, gehe meinen kleinen Beschäftigungen nach und

blicke, wie es einem Alten ziemt, oft untätig und sinnend aus dem Fenster. Manchmal denke ich an meine Reise zurück, jedoch mehr, um mich von den Eindrücken zu befreien, als um sie in mir zu befestigen.

Welch wunderbarer Kontrast ergibt sich mir daraus, daß ich, aus dem Treiben der Menschen heimkehrend, über den Ozean fahren mußte! Der Ozean ist vielleicht auf Erden die einzig unberührte und ewig unantastbare Größe. Dadurch wirkt er niederdrückend und erhebend auf den Sinn zugleich. Der Mensch erscheint wie ein Kind mit kindischen Anschlägen, wenn er seine Schöpfungen dem Ozean zu zeigen wagt.

Wieviel doch in den Worten liegt! Der Ozean — ruhige, gewaltige Erhabenheit. Die See — unermeßliches Spiel der Launen, unheimliche Tücke, unwiderstehliche Leidenschaft. Hingegen das Meer sagt mir nichts: es ist wie ein kastrierter Ozean.

Die Länder sind durch die Eisenbahnen so klein geworden. Nun ersetzen sie, um sich doch groß

zu erscheinen, auf allen Gebieten die Ausdehnung durch die Zahl. Aber die Zahl ist abwechselungslos und langweilig. —

Das fühlen die Nationen auch, und sie legen, um ihre Grenzen zu erweitern, Kolonien an. Ich fürchte, das ist ein selbstmörderisches Beginnen. „Haben die Alten es nicht ebenso gemacht?“ wirft man ein. — Freilich; aber sind sie nicht zu Grunde gegangen?

Andererseits kann man sagen: ein geliebtes Land räumlich sehr groß zu wünschen, ist nicht viel vernünftiger als der Wunsch, daß geliebte Personen Riesen sein möchten.

Zur politischen Gewalt sind eigentlich die geboren, die entweder nicht mehr viel zu gewinnen, oder die nichts zu verlieren haben.

Jedes Geschäft hängt von der Mode ab; sogar das des — Henkers.

Man merkt Verwaltung und Gesetzgebung in den gebildeten Ländern Europas an, daß sie von Juristen geleitet werden. Sie hat etwas Verknöchert-Starres, als bezöge sie sich auf unwandelbar fest umgrenzte Begriffe und nicht auf das Flüssigste, Flüchtigste und Widerspruchvollste: die Menschennatur. Die mathematisch ausnahmslose Behandlung aller Geborenen, ihre grausam gleichmäßige Vereinigung in Schule und Militär, führt zum Absurden und leitet sich ab von einer schmählichen Rücksicht auf die gemeinste menschliche Leidenschaft, den Neid. — Das sehen sie aber nicht ein, daß Elastizität keine Willkür, sondern eine reichere Gesetzmäßigkeit ist.

Man schämt sich in allen Ländern der Analphabeten; und doch hat der Analphabet einen so eigenen Reiz geistiger Jungfräulichkeit!

Die politischen Parteien gehen von ganz anderen als politischen Bestrebungen aus, nämlich von gesellschaftlichen. Die parlamentarische Stufenleiter der Gesellschaft führt von links nach rechts; auch pflegen diejenigen, die im Leben zu immer erwählteren Kreisen gelangen, ihre Sympathien gradweise von einer Partei auf die nächst höhere zu

übertragen, wie es eben ihrem aufsteigenden sozialen Wege entspricht. Andere bewegen sich in umgekehrter Richtung. Ein ewiges chassez-croisez der persönlichen Eitelkeiten, als Tanzboden das geduldige Vaterland — gleichsam ein Cancan vor der Bundeslade —

Wie sollten die noch ritterlich sein können, die nicht um des Kampfes willen kämpfen, sondern um der Trinkgelder willen!

Klassenhaß beruht auf dem Neide, aber der Neid geht nicht immer nur von unten nach oben, sondern er steigt auch von oben auf die niederen Klassen herab — Neid wegen ihrer Unabhängigkeit und relativen Kultur.

Wenn man sich den Zustand ausmalt, daß es in politischen, sozialen, moralischen und künstlerischen Dingen nur e i n e Partei gäbe, dann müßten die Zeitungen im höchsten Grade verdummend und demoralisierend wirken, da sie gezwungen sind, allen Vorurteilen ihres Publikums zu schmeicheln. Zum Glück haben sie nicht alle das gleiche Publikum, und ihr größtes Verdienst ist, daß sie

sich gegenseitig Lügen strafen. Nur die allergröbsten Vorurteile bleiben unberührt: sie sind der Mehrzahl aller Parteien und Individuen gemeinsam, deshalb ist es ein schlechtes Geschäft, an sie zu rühren.

Die modernen Menschen haben etwas unangenehm Vorlautes im Wesen; die Kunst des geschmackvollen Schweigens ist ihnen gänzlich abhanden gekommen. Sie können nicht mehr still bewundern oder still mißbilligen; an alles tappen sie mit ihrer patzigen Urteilssucht; ihr plumpes Lob greift nicht weniger als ihr Tadel von aller Schönheit den zartesten Schmelz ab.

Der Adel eines Volkes besteht, der Rangordnung der keuschen Edelmetalle entsprechend, in der Unangreifbarkeit durch äußere Agentien. Diese Unangreifbarkeit ist am entschiedensten den unteren Schichten eigen, die dem Boden näher sind. In den oberen ist es die Eitelkeit und die Sucht sich über den Nachbarn zu erheben, die als Königswasser wirken und alles auflösen.

Gletscher schmelzen von unten ab, Volksgebilde von oben.

Der Adel ruht nicht in der Höhe der Kronen, sondern in der Tiefe der Wurzeln. Alles, was aus dem Schoße der Jahrhunderte dringt, hat seinen eigenen Adel — der Bauer, der Bürger, der Fürst, der orthodoxe Jude.

Am adeligsten aber ist Bauern-Adel.

Möge jeder mit sich zufrieden sein und die anderen gewähren lassen; Vergleiche zu ziehen ist eine plebejische Gewohnheit.

Sonderbar! Die Völker nehmen im Laufe der Zeit an Unreife zu.

Es ist im Leben der stolzeste Luxus, ein edler Mensch zu sein.

Ich glaube wohl, daß man die Kriege abschaffen kann. Aber ich glaube auch, mit Sentimentalität läßt sich das nicht erreichen, sondern nur dadurch, daß ein jeder gegen sich selbst hart ist. Dann hätte das Schicksal nicht nötig, die Leute auf-

einander zu hetzen, um die Welt vor Versumpfung zu retten.

Der ewige Friede schien bereits in China erreicht. In Europa hat es bis dahin noch gute Wege; aber wie tölpelhaft erscheint auch das europäische Wesen neben der chinesischen Ruhe!

Mein Garten hat wieder prächtige Früchte gebracht. Ich lebe fast ganz von Früchten und fühle mich dabei so rein, so frei, so leicht . . . .

Was für ein großer Geselle mein Balder geworden ist! Er war zu ganz kurzem Ferienaufenthalt nach Soekersdorf herübergereist und wohnte die wenigen Tage bei mir. Er hat etwas Frisches und Entschlossenes im Wesen, denkt anscheinend an seine Künstlerträume nicht mehr, bildet sich aber bereits neue und vielleicht gefährlichere Ideale. — Zufällig fiel sein vierzehnter Geburtstag in diese Zeit; wir haben ihn zu zweien unter uns gefeiert, und zwar beim Champagner, den ich in der Freude meines Herzens aus dem Keller holte. Mein Taufsohn war sehr lustig und lebhaft, man hätte seinen Zustand wohl als ein Räuschchen bezeichnen

können. Das ist ein gutes Zeichen, denn es beweist, daß er an Getränke nicht gewöhnt ist.

Am nächsten Tage hatte ich dann Bedenken und fast einige Reue. Welche Verantwortung, wenn ich den Knaben zuerst den Geschmack am Wein gelehrt und so den Grund vielleicht gelegt hätte zu einer späteren, verhängnisvollen Leidenschaft! Und wie sonderbar, daß gerade ich dieser Verführer sein mußte, der ich doch nur ausnahmsweise und ziemlich selten trinke!

Denn ich hasse dieses gewohnheitsmäßige Trinken, das in den letzten Jahrzehnten so allgemein geworden ist. Diese stumpfe Alltäglichkeit des Genusses hat etwas Unkeusches, etwas Rohes, das ich in den wildesten gelegentlichen Exzessen nicht finden kann. Das Blut planmäßig so mit Alkohol durchsetzen, daß er sich nicht wieder ausscheidet; das Gehirn fortwährend in einer teilweisen Lähmung erhalten, die noch kein freudiger Rausch ist und nur die zarteren Fähigkeiten des Geistes unterdrückt; ist das nicht eine Lebensführung, die man als wahnsinnig bezeichnen muß! Und doch war diese Lebensführung einst ein Ideal: in jener trübseligen Zeit, da man Scheffel als

einzigen Lyriker anerkannte und ein Rüpeltum mit Nackenscheitel und Glacéhandschuhen florierte —

Man braucht gar nicht zu untersuchen, welche Wirkung der tägliche Genuß alkoholischer Getränke auf das vegetative Leben des Körpers ausübt; es genügt, daß er die Arbeitsfähigkeit vermindert, daß er stumpfer denken und empfinden läßt, um ihn verdammlich zu machen als eine frivole geistige Selbstverstümmelung.

Soll ich darum nun meinen Neffen Sebald zu einem Abstinenten erziehen? — Nein, das widerstrebt mir. Was für ein tröstender und wahrhaft beglückender Freund der Wein ist, kann nur wissen, wer ihn zu seiner Zeit aufsucht, und wer Entbehrungen und harte Arbeit kennt. Der denkt nicht an den Mißbrauch dieser Gottesgabe, eben weil er sie zu schätzen weiß; hat ihm doch ein guter Trunk oft genug das gleiche körperlich-geistige Glück gewährt, wie ein kühles Bad nach heißer Wanderung durch den Staub des Sommers . . .

Überaus wahr und schön ist der französische Ausdruck: un vin généreux.

Nein, die prinzipiellen Abstinenten sind mir unsympathisch, wie jeder, der eine Gottesgabe verschmäht, wie jeder, dem Vorsicht über alles geht, wie jeder, der die Dinge des Lebens gewaltsam vereinfachen will, wie jeder, der eine Sache zum äußersten treibt, wie jeder, der sich mit der Lüge einlullt, alles Unheil der Welt entspringe aus einer Quelle. —

Ein Gift kann sehr wohl unentbehrlich sein: wirkt körperliche Bewegung doch in großen Dosen als Gift.

Wenn man alle Übel mit der Wurzel ausrotten müßte, dann dürfte man keine Zähne mehr plombieren.

Wenn unsere Moralisten wirklich die Tugend um ihrer selbst willen lieben, dann sollten sie doch auf solche Bundesgenossen wie Delirium und Lues verzichten.

Gelänge es den Wein ganz abzuschaffen, so würde er wenig Jahre später als ein Heilmittel neu erfunden werden.

Will man ein Übel wirksam bekämpfen, dann soll man den Kampf so führen, daß der endliche Sieg keine Enttäuschung bringen kann.

Der Staat hat ein dringendes Interesse daran, daß seine Bürger nicht zu Trunkenbolden werden. Aber hat er an der allgemeinen Abstinenz ein Interesse? Ich glaube, diejenigen, welche das Heft in Händen halten, werden sich nicht leicht ihre Feste verwässern lassen; auch dürften Bürger, die immer nüchtern sind, schwer zu regieren sein. Was sollte aus der Welt werden, wenn keine Gläser mehr erklingen dürften zu des Fürsten Geburtstag, beim Siegesfest und beim Friedensschluß, und wenn frohe Menschen ein Hochzeitsmahl feiern!

Eine Opposition tut freilich immer gut, sich mit der Tugend zu verbünden und mit der Austerität zu befreunden.

Eine Illusion ist es, Bacchus und Venus, gleichsam wie zwei Fliegen, mit einem Schlage zu töten. Wenn auf dem einen Altare das Feuer gelöscht wird, so wird es auf den anderen umso höher lodern.

Das gilt freilich nur für die durchschnittliche Menschheit und nicht für die wenigen, die zur Askese reif sind.

Askese wirkt auf den Willen ganz ähnlich wie ein narkotischer Trank: sie erzeugt aus sich die Begierde nach mehr, sie treibt sich selbst ins Extrem.

Die geschlechtliche Enthaltsamkeit mag für einen Teil der Bevölkerung in unserer gegenwärtigen Zivilisation notwendig sein; aber preisen kann ich sie nicht. Sie läßt im Wesen eine Lücke, die nur große Naturen würdig auszufüllen vermögen.

Der geschlechtliche Genuß macht wohl gemeine Menschen gemeiner, aber auch edle edler: er lehrt sie das Gefühl der Dankbarkeit. Aber die Enthaltsamkeit macht auch die Gemeinen gemeiner, sie nährt Mißgunst und Herzenskälte.

Die Prostitution, so niedrig sie im einzelnen sein mag, ist doch als Ganzes ein rührendes Opfer des weiblichen Geschlechts.

Der geschlechtliche Umgang ist nicht nur die Vereinigung zweier Menschen, sondern auch eine Vereinigung mit dem All.

Es gibt unbescheidene Geister, denen alles zuwider ist, was der Mensch bewußtlos zu empfangen hat — also jedes höchste Glück.

Für einen Jüngling ist es kaum ein Lob, wenn von ihm gesagt werden kann, daß er niemals auf körperlich-geistige Verirrungen einer gewissen Art verfallen sei. Denn das sind in der Regel vertrocknete oder sehr freche Gemüter.

Daß ein Jüngling völlig unberührt ins Ehebett steigt, scheint mir nicht ganz — dezent.

Nicht nur die Unkeuschheit, sondern oft auch die Keuschheit des Vaters wird an den Kindern heimgesucht. Um das zu gewahren, muß man freilich einigermaßen das Leben kennen.

Ich glaube nicht, daß die Natur den Reiz des Geschlechts lediglich verliehen habe, um die Fort-

dauer des Menschenvolks sicherzustellen. Nein, sie wollte zugleich einen Strahl des Überweltlichen in unsere animalische Existenz werfen.

Das Höchste — freilich auch nur wenigen erreichbar — ist reine Askese. Sie ist zugleich ein ungeheurer Egoismus; indem sie von dem Lebensinhalt nichts nach außen abgibt, häuft sie ihn zu einem gewaltigen Kapital an für den Besitzer. —

Das Spiel habe ich stets gemieden, vielleicht nur, weil andere Neigungen in mir stärker waren. Denn ich glaube, es ist nicht auszurotten, weil die Lust dazu den Menschen eingeboren ist. Man könnte es fast in dem Laufe der Natur begründet finden: ist nicht jede Feldbestellung eine Wette mit dem Himmel?

Als man die Spielbanken schloß, wollte man da wirklich die Verlierenden schützen, oder wollte man den eigenen Neid davor schützen, andere gewinnen zu sehen?

Ich bleibe mit Europa dadurch in einer dauernden Verbindung, daß ich mehrere Zeitungen und

Revuen erhalte und auch ziemlich regelmäßig lese. Ja, ich habe Momente einer Art von Lesewut und gebe mich dann sogar mit den Gerichtsverhandlungen ab, die ich sonst ängstlich zu meiden pflegte. Freilich ärgere ich mich darauf zumeist über meinen Vorwitz; denn erfreulich sind solche Berichte keineswegs, und überdies geben sie mir manche Rätsel auf, mit denen ich mich unnütz genug plage.

Es begegnen mir da wunderliche, ja erschreckende Satzwendungen. In einem Urteil auf sechs Jahre Zuchthaus heißt es: „Es wird als erwiesen angenommen". — Ja, ist nun die Schuld erwiesen oder nicht? Wenn sie es ist, wozu diese zweifelnde Annahme? Und wenn sie es nicht ist, so schickt man Leute auf bloße Vermutungen für sechs Jahre ins Zuchthaus? — „Das Urteil rechtfertigt sich." — Wie, fällt man Urteile, die sich nachträglich rechtfertigen müssen? Ich denke, wenn man über einen Menschen das fürchterliche Unglück einer gerichtlichen Strafe verhängt, so tut man es mit schwerem Herzen, einer unbeugsamen Notwendigkeit, einer harten Pflicht gehorchend. Was für einer Rechtfertigung bedarf es da? — „Es genügt zur Verurteilung". — Danach wäre also die Verurteilung eine Absicht, welche man von Anfang

an im Sinne hatte, und die man nur mit gewissen gesetzlichen Erfordernissen notdürftig zu vereinigen sich verpflichtet glaubte! Das Urteil wäre ein irgendwie zu entschuldigender Wunsch, keine strenge Folge aus gegebenen Prämissen. — „Eine Verurteilung konnte nicht ausgesprochen werden". — Warum nicht? Etwa, weil keine Schuld hinreichend erwiesen war? Aber aus welchen anderen Gründen soll denn überhaupt eine Verurteilung erfolgen? . . .

Ich frage mich: warum soll es nötig sein, daß das Strafrechtswesen just von Juristen besorgt wird? Warum sollte nicht irgend ein anderer Beruf, etwa der eines Musikers, eines Pferdehändlers oder eines Athleten, besonders dazu befähigen? Gerade die formalistische Vorbildung der Juristen entspricht menschlichen Beziehungen so wenig, wie sie für das Hantieren mit abgezirkelten Begriffen unentbehrlich ist. Über Schuld und Sühne werden diejenigen am wahrsten und zugleich am menschlichsten urteilen, die mehr mit dem Leben als mit menschlichen Satzungen zu tun haben. Oder sind Militärgerichte etwa grausamer, frivoler, parteiischer im Vergleich zu den Strafkammern?

In was für einer Zeit leben wir, da man den Geschworenen ihre — Gewissenhaftigkeit zum Vorwurf macht!

An den Nebenmenschen moralische Kritik zu üben, ist eine meist unnütze und immer unschöne Arbeit. Am unschönsten, wenn die Kritik — richtig ist.

Wie tief und zart erscheint das Gemüt einer Dirne, verglichen mit der Frivolität unserer Zoilusse!

Wir nennen unsere Väter so gern Philister, weil wir seit ihrer Zeit manche äußere Beschränkung überwunden haben. Aber sind wir nicht im Innern ärgere Philister als sie? Unsere Verblüffung vor jeder Individualität, wenn ihr Träger nicht etwa äußerlich so gestellt ist, daß er keine Rücksichten zu nehmen braucht, unsere kleingeistige Mißgunst gegen jede selbständige Individualität, da wir doch stets von Individualität schwärmen — ist das nicht äußerstes Philistertum?

Wenn die äußere Zivilisation klüger machte, müßten wir gewiß zehnmal so klug sein wie unsere Väter und fünfzigmal klüger als unsere Großväter; aber sind wir das?

Eine Freude ist es immer, die Arbeit eines tüchtigen Schlossers zu sehen. Aber ein Kommerzien-, Konsistorial- oder Kriegsrat, und alles was mit der Feder hantiert, erweckt solche Freude nicht. Ihr Tun scheint weniger vornehm.

Cousine Annette ist von Newyork für einige Tage nach Soekersdorf herübergekommen. Ich traf sie gleich den ersten Tag in einer Familiengesellschaft; sie zeigte sich äußerst liebenswürdig und beflissen um mich; nachher zog sie mich beiseite und sprach von ihren Vereinsbestrebungen; sie hätte größere Geldsummen nötig und bat mich, solche herzugeben. — Versprechen wollte ich vorläufig nichts, zumal da die Opfer, die sie verlangt, sehr groß sind; sehe ich, daß ein wahrhaft nützliches und menschenfreundliches Unternehmen gefördert werden kann, so soll die Cousine mit meinem Testament zufrieden sein.

Annettens einziges und leidenschaftliches Bestreben ist, die soziale Stellung des weiblichen Geschlechts zu verbessern. Sie nennt sich mit Überzeugung eine Frauenrechtlerin — ein Wort, bei dem ich mir freilich nicht viel denken kann.

Aber bei der Sache denke ich mir allerlei. Ich begreife es wohl, daß die Frauen nicht nur als Menschen unzufrieden sind, sondern überdies noch als Frauen.

Sie sind nämlich zu der bürgerlichen Welt in ein wunderlich unwahres Verhältnis geraten, seit diese durch die Entwicklung der Technik eine so gründliche Umgestaltung erfahren hat. Man weiset den Frauen einen Beruf zu, in welchem es nichts mehr zu tun gibt — denn bloß komisch wären uns heute jene geschickten Hausmütter, die Seife kochten und Lichter gossen, Strümpfe strickten und spannen. Zugeben wollen wir Männer das jedoch nicht; so verführen wir unsere Schwestern zur Heuchelei ebensowohl wie zur Untätigkeit.

„Die Frau gehört ins Haus" hört man mit vieler Emphase rufen. — Ja, meine Herren, dann sagen

Sie auch, was die Frau im Hause tun soll, wenn die Zimmer aufgeräumt und die Kinder in der Schule sind.

Lebten wir in einer galanten Epoche, so könnten aus dem aufgezwungenen Müßiggang allerhand Blumen entsprießen. Aber was sollen Männer bieten, die niemals Zeit — nämlich geistige Unbefangenheit — haben?

Da der Mann nicht mehr Vermittler zwischen dem Weibe und der äußeren Welt sein will, so muß das Weib sich mit der Welt unmittelbar in Verbindung setzen, durch Erfahrung und Studium, wie ein Mann.

Und so viele Mädchen, leider, müssen lernen für die harte Notwendigkeit, im Leben sich selbst einen Platz zu erringen.

Das ist gewissermaßen eine Schande für die Männer. Denn wie von dem einzelnen verlangt wird, er solle für die Seinen sorgen, so ist, für die ganze Menschheit zu sorgen, Aufgabe des männlichen Geschlechts.

Die Frauen hätten sich also der ernsten Arbeit zu entschlagen? — O nein, sie sollen viel lernen, damit sie ihre Kinder unterrichten und recht lange vor der Schule bewahren können.

Cousine Annette machte mir einen Besuch. Wir kamen denn auch bald auf ihr bevorzugtes oder vielmehr ihr einziges Thema, sie äußerte sich mit Heftigkeit und Leidenschaft. Meine Einwendungen wollte sie keineswegs gelten lassen; ich meinerseits bemerkte zu meinem Befremden, daß sie weiter nichts im Sinne hat, als die Frau in jeder Beziehung dem Manne gleichzustellen. So trug denn unsere Diskussion gar nicht dazu bei, uns einander zu nähern; im Gegenteil, sie zeigte uns erst deutlich die Kluft zwischen Annettens und meinem Standpunkt.

Auch ich muß freilich über jene kindische Wissenschaft lächeln, die mit Schädelmessungen und den gelehrtesten Argumenten um die Superiorität eines der beiden Geschlechter streitet. Das ist alles so unnütz wie die Frage, ob die Blume bunter sei oder der Schmetterling. Man kann ruhig sagen: wenn Gott zwei Geschlechter schuf, so überwies er jedem von ihnen seine eigene Art von Vollkommenheit.

Das heißt mit anderen Worten: sie sollen sich ergänzen. Welchen Zweck hat es demnach, die Arbeit der Männer auch noch durch Frauen besorgen zu lassen, die sie mit mehr Mühe doch nicht besser machen können? Darüber vernachlässigt man jene Gebiete, welche die Frauen beherrschen könnten, weil sie den Männern dort überlegen sind.

Dieses Gebiet ist mit einem Worte: das Künstlerische des Lebens. Nämlich jene instinktive, natur- und schicksalsgemäße, unbewußte Anschauung der Dinge, welche die Verirrungen der Logik, des rechnenden Verstandes, korrigiert. Dieses Künstlerische ist nicht nur die Vollendung der Form, sondern es ist die Wahrheit selbst, es soll das Leben des einzelnen durchdringen und die Starrheit des Staates lösen; es soll die Wissenschaft vor Verbohrtheit schützen und die Religion vor menschlichem Eigensinn. Es erschließt sich dem offenen Kinderblick, aber nicht dem mikroskopisch kurzsichtig blinzelnden Auge des Gelehrten —

Sie reden immer von der Menschwerdung des Weibes und meinen Mannwerdung.

Ein Mannweib verhält sich zu einem Weibe, wie ein Kastrat zu einem Manne.

Wäre es nicht immer noch würdiger, die Sklavin des Mannes zu sein, als der Affe des Mannes?

Lernen sollen die Frauen, wie ein Fürst sich Räte halten soll; aber ihr Wichtigstes sollen sie in der reinen Wesensentfaltung suchen. Was man gegen die Wortführerinnen der Frauen verteidigen muß, das ist die weibliche — Freiheit.

Ich wünsche den Frauen dieselbe geistige Ausbildung wie dem Manne; nur wünsche ich, daß sie ihr Wissen beherrschen und sich nicht von ihm beherrschen lassen.

Das gelehrte Weib ist leider so selten eine kluge Frau.

Wenn es aber zugleich Dichterin ist, dann stellt es den höchsten Gipfel menschlicher Vollendung vor.

Die Frauen betrachten selbst ihre Gelehrsamkeit meist als ein pis-aller.

Die allzu eindringliche Gelehrsamkeit hat etwas Unkeusches, bei Männern sowohl, wie bei Frauen zumal.

Wer durch Lernen die Fähigkeit zum Glauben verliert, der hat sehr oberflächlich gelernt.

Wie lange habe ich nichts geschrieben! — Es ist mir nicht mehr der Mühe wert — das macht, ich werde alt. Das Alter verleiht eine gewisse Größe: man nimmt Menschen und Dinge nicht mehr so wichtig.

Das Alter nimmt dem Menschen vieles, aber man soll auch nicht vergessen, was es gibt: inneren Frieden, eine stille Ruhe über dem Wechsel, die neue Schönheit eines verdämmernden Abendglanzes — Übel sind jene daran, denen die leuchtende Abschiedssonne fehlt — ein Herbst aus lauter Rauhfrösten —

Sebalds sechzehnter Geburtstag. Ich erhielt einen langen Brief; sehr frisch, sehr sympathisch, aber Andeutungen einer Sinnesart, die mir nicht ganz gefallen kann. Es gibt unter den jungen Leuten in der Unterrichtsanstalt wohl allerlei Rivalität; Sebald ist ehrgeizig und möchte seine Kameraden auf irgend eine verblüffende Weise überflügeln. Wie er sich das denkt, weiß ich noch nicht; aber wohl glaube ich, daß er dabei mehr äußeren Glanz als innere Vollendung im Auge hat. —

Ich habe viel an meinen Taufsohn denken müssen, und bin dann zu seinem Vormund gegangen, der über ihn gut unterrichtet zu sein pflegt. Nun erfahre ich, was mich vor Verwunderung starr macht — der Jüngling wünscht seine noch nicht vollendete Ausbildung zu unterbrechen und nach Europa überzusiedeln. Der Glanz europäischen Titel- und Uniformenwesens hat ihn berauscht; er möchte sich in einem der europäischen Länder naturalisieren lassen, um dann die Laufbahn eines Militärs oder Diplomaten zu ergreifen. Der Vormund ist aufs äußerste entrüstet, und auch ich verbarg meine Bewegung nicht. Wir hatten eine lange, aufgeregte Auseinandersetzung. Der Vormund meinte, die Schuld an diesen Verirrungen einer jugendlichen Phantasie liege bei — mir.

Der Junge soll auf meine Erbschaft hoffen, ja von mir schon verlockende Andeutungen erhalten haben und darum seinen Stolz nicht mehr zu zähmen wissen. Es fiel mir schwer, den aufgeregten Mann zu überzeugen, daß ich nicht nur über Geld niemals ein Wort mit meinem Taufsohn gesprochen habe, sondern auch heute noch nicht weiß, wie ich über das Meinige verfügen werde. „Ich könnte es ja gar nicht mißbilligen, wenn Sie Sebald zum Erben einsetzten, sofern er sich besonnen und vernünftig zeigt“, meinte jener. „Mit solcher Grundlage könnte er eines von den ungeheuren Vermögen schaffen“ — Diese angestaunten Vermögen, das ist sein Ideal. — Geschehen muß durchaus etwas, und so setzte ich es durch, daß der junge Sebald zu einer Besprechung nach Soekersdorf zitiert wird.

Sebald war hier. Er verleugnet seine jugendlich phantastischen Pläne nicht, und ich habe mich vor einem aufreizenden Eifern gehütet. Mir lag vor allem daran, zu erfahren, ob der Gedanke an eine ungewisse, von ihm gleichsam als Recht beanspruchte Erbschaft die Triebfeder ehrgeiziger Selbstüberhebung sei. Das ist glücklicherweise, wie ich nun sicher weiß, keineswegs der Fall; es ist lediglich der überschwengliche Betätigungsdrang

jugendlicher Kraft, der sich in Phantasien verliert, also etwas, das man bei Jünglingen wohl Idealismus nennen darf. Ich habe Sebald freundlich zur Geduld ermahnt und ihm versprochen, daß ich ihm immer zur Seite stehen werde, wo es etwas Gutes und Nützliches zu schaffen gibt. Er ist ganz frohen Herzens wieder zu seiner Schule abgereist, auch leidlich ausgesöhnt mit seinem Vormund.

Cousine Annette hatte versprochen, daß sie den jungen Sebald öfter einladen wird. Eigentlich ist mir das nicht lieb: es könnte seine Anschauung von dem weiblichen Geschlecht verwirren.

Daß ich Sebalds frischen Enthusiasmus mild abgelenkt und den Jungen mit meinen heimlichen Befürchtungen verschont habe, freut mich nachträglich noch. Denn daß eine feurige Jugend Bedenklichkeit gering schätze, ist sowohl notwendig wie wünschenswert.

Daß junge Leute sich hervortun wollen, ist natürlich, und nichts kann ihnen mehr schaden, als die Erziehung zu einer falschen Bescheidenheit.

Nur sollte man dieses ehrgeizige Streben der Kräfte in eine unschuldige Bahn leiten. Und so bin ich denn ein entschiedener Freund des Sports. Aber Sport muß durchaus ernsthaft und mit Leidenschaft betrieben werden, wenn er seinen Zweck erfüllen soll; nach Philisterart ihn als Kinderspiel gewähren zu lassen oder als Medikament zu verabreichen, heißt seine moralische Bedeutung zerstören.

Möge man den Sieger im körperlichen Wettkampf ruhig mit Lorbeerkränzen schmücken. Es ist vielleicht der einzige Lorbeer, der ganz ehrlich gewonnen wird.

In der Ehrenliste eines Klubs verzeichnet zu sein, bedeutet vielleicht mehr, als die Annalen der Geschichte zu füllen. Denn der Ruhm ist wie ein Fluß: jemehr er in die Breite geht, umsomehr verflacht er.

Die Ruhmsucht geht aus einem hohen Gefühle hervor, und wird, einmal befriedigt, meist zu einer alltäglichen Eitelkeit.

Man sollte die Jugend an den Männern des Mißerfolges aufrichten; Erfolg hat etwas Unvornehmes.

Die Stämme, die mit der großen Natur — am Meere, in den Bergen, in entlegenen unabsehlichen Marschen — fest und kräftig verbunden bleiben, erzeugen keine hervorragenden Männer. Ich möchte sagen, die Männer der Tat sammeln in sich die verkümmerte Kraft ihrer Nachbarn auf.

Ob die Größe der großen Männer nicht bloß relativ ist? Es macht mich bedenklich, daß man sie immer nur einzeln auftreten sieht.

Was mich an den Männern der Tat irre macht, ist ihr völliger Mangel an Ironie. Sie haben die Naivität des kleinen Menschen, der sich wichtig fühlt; alles was sie und ihr Tun angeht, betrachten sie mit einem unverbrüchlichen Ernste; ils croient que c'est arrivé, wie es das Kind vom Märchen glaubt. Hingegen das Genie steht über aller Welt und auch über seinem eigenen Werke, und blickt lächelnd aus seiner Höhe herab.

Auch die Menschenverachtung, deren die Männer der Tat sich rühmen, ist sehr problematisch. Sie mögen wohl den einzelnen Menschen verachten, aber um die gute Meinung der Menge buhlen sie genug. Man kennt Napoleons Schauspielerei und die literarischen Bestrebungen der meisten seiner Kollegen.

Sebalds achtzehnter Geburtstag. Der Junge hat brav ausgehalten und nach meinem Wunsche weiter gelernt; schwer genug war es, das tätige Temperament zu zügeln. Und jetzt wäre es nicht länger mehr möglich, das sehe ich wohl ein. Ich habe mich entschlossen, seinen Tätigkeitsdrang in die rechte Bahn zu leiten, und es liegt nur an ihm, daß mir mein Vorhaben gelingt.

Freiheit wünsche ich ihm vor allem. Aber was ist Freiheit? Gebunden zu sein an sich und an die höheren Mächte — nur nicht an seinesgleichen. — Der Krämer ist auch nicht frei; macht ihn die Not der andern einmal zum Herrn, so muß er zittern wie ein Tyrann. — Nur die Erde, indem sie den Menschen festhält, schützt ihn zugleich vor schmählicheren Banden.

Was vor einigen Monaten mich noch als eine ungewisse Hoffnung beschäftigte, scheint sich nun zu erfüllen. Das kleine A.sche Besitztum in der Nachbarschaft habe ich bei guter Gelegenheit gekauft und Sebald zur Verfügung gestellt. Er geht auf die schweren Bedingungen freudig ein: er muß mir die Ankaufssumme verzinsen und außerdem noch einiges abzahlen. Das alles ist zu erarbeiten, denn an die geringe Hinterlassenschaft seiner Eltern darf er nicht rühren. Er zeigt einen schönen Eifer, Schwieriges aus sich selbst zu leisten; eine Zuwendung von mir, vor oder nach meinem Tode, erwartet er gar nicht, und ich glaube, wie er jetzt gestimmt ist, wäre ihm diese Aussicht nicht einmal angenehm.

Bald ein Jahr beobachte ich meinen Taufsohn Sebald Soeker bei der Arbeit, und es ist mir immer eine Freude, ihn zu sehen. Mag das Gut auch von dem früheren Besitzer in ordentlichem Zustand hinterlassen worden, mag das Wetter besonders günstig gewesen sein: stets bleibt mir das tröstliche Bild einer erfolgreichen und befriedigenden Tätigkeit. Von der Schulbank her, ohne weitere Vorbereitung, übernimmt der junge Mann das Besitztum, und es — gedeiht. Wie frisch und tätig ist er aber auch, wie hält er seine hellen

Augen offen! Wie weiß er seinen feurigen Enthusiasmus seinen Leuten mitzuteilen, und welche Autorität verschafft er sich damit! Und bei alledem ist es kein verzweifeltes, atemloses Jagen; er findet nicht nur Muße, aus den Büchern sich jene wissenschaftlichen Kenntnisse seines Fachs anzueignen, die andere in mühevollem Studium unlustig erwerben; er hat auch Zeit für jede fördernde Anregung: sein Natursinn ist inniger geworden, die Liebe zu den großen Werken der Dichtkunst hat sich erst jetzt recht entwickelt — und so findet man ihn immer zu einem Gespräche bereit; seine Unterhaltung ist lebhaft, jedoch zugleich von einer schönen Ruhe durchwärmt — der Jüngling ist über Nacht zum Manne geworden und doch Jüngling geblieben. —

Betrachte ich Balder in seiner Tätigkeit, so steigt vor meiner Seele das Bild einer Zivilisation auf, wie ich sie, wenn ich von hinnen geschieden bin, den Nachkommen hinterlassen möchte. Ein gehaltvoll freies, kräftig-heiteres Wesen, eine ruhige Vertrautheit mit den Wechselfällen des Geschicks, lebhafter Mut ohne Eitelkeit, schönes Maß ohne alle Menschenfurcht. Es gibt nur einen Weg, diesen Zustand zu erreichen: durch stolz-genügsame Selbstbeschränkung. Keine bettelhafte Armut,

aber die männliche Verachtung schaler Genüsse und weichlicher Bequemlichkeit! In einem vollendeten, schlanken, festen, biegsamen und widerstandsfähigem Körper ein unschuldig-freier, zarter, weiter, inniger Geist! Vereinfachung des äußeren Lebens und reichste Entfaltung des inneren!

Freiheit von den Menschen schafft die Gewohnheit, das, was das eigene Haus leisten kann, nicht von Fremden zu nehmen. Muß ein Künstler nicht, wenn er ein echter Künstler ist, seine ganze Aufgabe völlig allein bewältigen?

Werden Leute von freiem Herzen sich zu Millionen in eine Schutthalde von Backstein treiben lassen? Ihre Städte werden nur so groß sein, daß jeder den Kreis seiner Mitbürger überblicken kann — sollte ich eine Zahl geben, so würde ich achtzigtausend als die äußerste Grenze bezeichnen.

Wo ein jeder sich in seiner Art wohlfühlt, wird er keine andere begehren und die seinige rein zu erhalten suchen.

Soll aber all das mühsam Erworbene zerstört werden? Soll es keine Maschinen mehr geben? — Die meisten der Maschinen, die jetzt laufen, werden überflüssig sein; aber behalten wird man gern, was dem Menschen die schwerste, geistloseste, schmutzigste Arbeit abnimmt.

Die Wissenschaft wird sich vielleicht langsamer, aber gesünder entwickeln, wenn sie nicht mehr ein Geschäft ist, sondern eine edle Frucht vornehmer Muße.

Der Mensch wird furchtlos auf den ewigen Rätseln schweben, wie der Vogel mit ausgebreiteten Flügeln auf der Luft.

Eine gewisse Sprödigkeit möchte ich unseren Kindern wohl wünschen, damit sie das überwinden, was Skarpl spöttisch die Verpöbelung Europas und die Dreimarkkultur nannte. Die Kindeskinder könnten dann solcher Sprödigkeit entraten.

Der Maßstab einer Kultur ist die Dauer, welche sie verspricht. Was auf Dauer begründet ist, nenne ich aristokratisch.

Die Grundbedingung aller Aristokratie ist Begrenztheit. Eine Gemeinschaft kann nur aristokratisch sein, wenn sie klein ist, und eine große Gemeinschaft nur dann, wenn sie in eine Anzahl von unabhängigen Gliedern zerfällt.

Das unglücklichste für eine Aristokratie ist, nicht als Aristokratie anerkannt zu werden.

Nur in einem aristokratischen Lande ist eigentlich der Parlamentarismus möglich. Absurd ist er da, wo man den trivialen Glauben an Fachleute hat.

Es ist überaus unvornehm, sich unter den Menschen zur Geltung zu bringen, wie man sagt. Der wahrhaft Vornehme nimmt niemals Rücksicht auf die Zuschauer; das gibt ihm etwas Rätselhaftes und Hohes und zieht die Leute mit einer uneingestandenen, ehrfürchtigen Neugier zu ihm hin.

Das sind immer noch vulgäre Geister, denen das Befehlen Freude macht.

Im ganzen handelt es sich darum, eine Welt zu schaffen, in welcher die Edelsten nicht den *bürgerlichen Glauben* zu verlieren brauchen.

Lange habe ich an nichts gedacht, außer an mich selber; das ist das Schlimmste des körperlichen Leidens, daß es dem Geiste seine Freiheit nimmt. Krank war ich nicht, doch quälte mich etwas anderes, als nur die Beschwerden des Alters: es war, wie wenn eine Krankheit sich langsam vorbereitete. Jetzt fühle ich mich besser, werde aber dieses Ahnen einer nahen Krankheit — die in meinem Alter vielleicht auch die letzte sein könnte — nicht los.

Öfter denke ich an den Tod, und dann mache ich mir mehr Sorge um die Welt, als um mein eigenes Schicksal. Es mag leichter zu sterben sein, wenn man nichts zu hinterlassen hat. Ich aber hinterlasse ein großes Vermögen, das Gutes oder auch Unheil stiften kann; es wird nach meinem Scheiden einen Einfluß ausüben, den ich weder zu zügeln noch abzulenken vermag. Und doch halte ich mich verantwortlich für diese unberechenbare Wirkung des Meinigen.

Ich werde sterben in dem Gedanken an Balder. Er bedeutet mir die irdische Zukunft, er soll für mich, als mein Vertreter und Bevollmächtigter gleichsam, jene Zukunft erleben, für die ich nicht abkömmlich bin. Er steht mir nahe wie ein Sohn, und ich kann mit meinem Vermögen vielleicht für sein Bestes sorgen, und zwar aus ganz freiem Willen, nicht wie ein Vater durch Sitte oder Vorurteil beschränkt.

Soll ich Balder zum Universalerben einsetzen? Er müßte von diesem Reichtum, den er nicht ahnt, geblendet werden, geblendet wie beim Eintritt in ein Paradies. Welche Macht käme damit in seine Hände! Wieviel Gutes könnte er bewirken, wieviel Schädliches bekämpfen!

So überschwenglich zu beschenken, ist für den Geber eine starke Versuchung. Aber sollte ich nicht vor allem das Heil meines Verwandten im Auge haben, und würde diese erdrückende Gabe ihm zum Heile sein?

Vielleicht wäre es besser, ihm nur ein karges Erbteil zu vermachen, sodaß er von seinen Verpflichtungen

befreit wäre und ein schlechtes Jahr nicht zu fürchten brauchte. Vielleicht auch lasse ich ihn, wenn ich sein Wohl recht verstehe, im Kampf mit dem Schicksal ganz allein und verzichte auf eine entnervende Hilfe. Könnte ich, wenn ich ihm meinen Besitz zuwende, ihn etwa nicht um das Maß an Kraft bestehlen, das er, um den Besitz zu erwerben, gleichzeitig mit diesem hätte erringen müssen?

Dann verbliebe der Rest meines Geldes oder alles den Wohltätigkeitsanstalten. Es würden etliche Arme mehr gespeist und gekleidet; oder auch nicht — weil sonst an meiner Stelle ein anderer gezahlt hätte. — Wie anders ist es, einem einzelnen Menschen diese gesammelte Macht zu hinterlassen! Welche Fülle von Möglichkeiten! Vom höchsten Glücke bis zum tiefsten Verderben. Wenn ich daran denke, scheint mir mein Testament spannend wie ein Roman.

Es gibt Momente, wo ich den Frevel begehen möchte, meinen Besitz ins Wasser zu werfen, damit er nicht nach meinem Tode Unheil anrichte. O, könnte ich in die Zukunft blicken! Wer in die Zukunft wirken

soll, hätte die Pflicht, hellsehend zu sein. O, daß es mir gegeben wäre!

Hole der Kuckuck das Kausalitätsgesetz! Die weisen Leute predigen, man könne für menschliche Dinge mit hinreichender Sicherheit aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erschließen! Warum irren sie sich in ihren Vorhersagungen stets? — Weil, wie der Mensch, so jedes Geschehen, nicht lediglich von Vater und Mutter abstammt, sondern von einer unendlichen Ahnenreihe, die zu kennen unmöglich ist.

Die Eigenschaften ungeborener Kinder und die Zukunft berechnen zu wollen, ist gleich töricht.

Hätte Luther nicht falsch gerechnet, so würde er seine Reformation kaum begonnen haben.

Ich möchte mich an einen guten Wahrsager wenden. In meiner Jugend habe ich deren in Europa mehrere gesehen. Doch leider weiß ich jetzt keinen; und in meinem Alter will ich mich nicht von Gauklern zum besten haben lassen.

Es ist im allgemeinen dem Menschen nicht gut, das Zukünftige vor der Zeit zu erfahren, und deshalb hat es ihm die Natur im allgemeinen versagt; in gewissen besonderen Fällen wäre es ihm ein Segen, darum ließ die Natur ausnahmsweise eine dämmernde Erkenntnis zu.

Wir stecken in einem ärgeren Dogmatismus als das Mittelalter, weil unsere Dogmen soviel geradliniger und eckiger sind, und sich mit den Stacheln einer erlogenen mathematischen Selbstverständlichkeit umkleiden.

Der Menschheit ist es umgekehrt ergangen, wie den alternden Individuen: unser Blick ist kurzsichtig geworden. Wir sehen Bazillen, aber wir blinzeln ohnmächtig vor dem Weltlauf.

Um das Ungewöhnliche nicht wahr zu haben, erklärt man es mit mathematischen Unmöglichkeiten.

Überhaupt, wer irgend etwas Alltägliches auf so alberne und sinnlose Art erklären wollte, wie es gemeiniglich mit den unleugbaren Beispielen pro-

phetischer Erkenntnis geschieht, würde für einen leeren Wortstreiter gehalten werden.

Ich habe die überraschendsten Beispiele beobachtet. Freilich, das haben andere auch; aber der Eigensinn widerspricht sogar den eigenen Sinnen.

Die Leute mit dem ledernen Herzen und dem rechtwinkeligen Verstande denken sich Gott so nüchtern, wie sie es selber sind.

Unsere Professoren würden einen Hund für ein Phantasiegebilde erklären, hätten sie die Nase des Hundes nicht schon in unschuldiger Jugend kennen gelernt.

Und wenn einmal alles Ungeziefer ausgerottet sein wird, werden Physiker wie Physiologen von dem Flohsprung als von einer Sage der Alten lächelnd berichten.

Was wir übernatürlich nennen, ist eigentlich das, was außerhalb unseres theoretischen Systems liegt.

Wollte man ganz aufrichtig sein, so müßte man das Radium ebenso gut für übernatürlich ausgeben, wie irgend eine Geistererscheinung.

Es ist allerdings ein großer Unterschied zwischen dem, was man glaubt, und dem, was man glaubt zu glauben. Im Grunde glauben alle an prophetische Gaben, und die nicht am wenigsten, die es am lautesten bestreiten.

Der Beweis läßt sich leicht erbringen. Man lasse einem Skeptiker von einer berühmten Somnambule seinen nahen Tod vorhersagen und fühle ihm dabei den Puls.

Es müßte auch mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn eine Überzeugung, die seit Jahrtausenden die Welt beherrscht hat, uns seit Vogt und Büchner oder seit Haeckel vollkommen verloren gegangen wäre. Denn vom Laufe der Welt haben wir inzwischen nichts Neues gelernt.

Wenn ein berühmter Mann auf offenem Markte bekennen wollte: ich glaube an Wahrsagerei, so

würde man ihn niederschreien. Und dennoch würden sich die Schreier heimlich schämen — wenigstens die Klügeren.

Ob im Grunde dieses leidenschaftlich starre Festhalten an dem Schema einer primitiven, mechanisch-logischen Weltordnung nicht lediglich Bourgeois-Hochmut ist?

Oder gar die uns allen in Fleisch und Blut übergegangene bureaukratische Routine?

Es ist bei alledem doch vorauszusetzen, daß in Europa der Drang zum Mystizismus sich wieder mächtig regen wird. Denn er geht aus den stärksten und tiefsteingeborenen geistigen Bedürfnissen des Menschen hervor. Daß er im letzten Jahrhundert weniger zur Geltung kam, liegt an der außerordentlichen Entwickelung der Naturwissenschaften. Diese beschäftigten nämlich vor allem die Phantasie der Zeitgenossen, welche hofften, ihr Sehnen nach dem Überschwenglichen mit den rätselhaften Unendlichkeiten der Geologie, Paläontologie, Entwicklungslehre, Spektralanalyse und Atomtheorie befriedigen zu können. Die Befriedigung blieb aber aus, die

neue Erkenntnis wurde alltäglich, weil ihr das Transzendentale mangelte, und so werden unsere Kinder das Transzendentale wieder mit Leidenschaft suchen, in der Kirche oder außerhalb der Kirche.

Kants Philosophie gleicht jenen Kaffeekannen der Zauberkünstler: man kann viel mehr herausgießen, als er hineingetan hat.

Kant und Schopenhauer geht man aus dem Wege, wie Mitbürgern, die gar zu reich sind. Und doch gewahrt man nur ihr flüssiges Geld, nicht ihre unerschlossenen Goldbergwerke.

Viele Wochen lang habe ich keine Feder angerührt. Eine schwere Krankheit liegt jetzt hinter mir. Ich hatte sie erwartet; ein körperliches Unwohlsein, ein geistiges Mißbehagen warnte mich seit langem. Nun ist sie überstanden; ich empfinde wehmütig lächelnd Dankbarkeit gegen das Geschick und zugleich ein halbes Bedauern; hätte ich doch so schön das Ende bereits finden können, das mir in wahrscheinlich nicht ferner Zeit nun doch bevorsteht.

Ich habe meine Krankheit lieb gewonnen, wie ein paar verirrte Kindertage; denn sie hat mich mit Schmerzen verschont und mir nichts geraubt, als Kräfte. Der Mensch verliert seine Lebenskraft ergebener als sein Geld .... Es kommt über die geschwächte Seele wie eine neue Kinderunschuld, die Angst vor dem Ungewissen ist geschwunden, die Hilflosigkeit beschämt nicht mehr —

Nun bin ich genesen; aber die Feder zittert noch in meiner Hand. Dafür bewegt sich der Geist sanft und sicher wie auf Taubenflügeln. — Ich fühle nun doch, daß der Abschied naht. Noch einmal bin ich eine kleine Strecke zurückgekehrt, um von dem letzten Hügel in das Land zurückzuschauen, das ich verlassen soll, und ich grüße es mit segnender Hand, nicht ohne Wehmut zwar, doch ruhigen Herzens. — Ich sehe die Gedanken des Arztes klarer, als er es meint; und wenn er mich täuschte, so täuscht mich ein inneres Gefühl nicht.

Mein Testament ist unterzeichnet und hinterlegt; ich habe dem guten Balder meinen ganzen Besitz vermacht; seine Zukunft liegt in Gottes Hand. —

Manchmal ist es mir jetzt, als ginge mir meine Individualität verloren; ich empfinde zwar lebhaft ein grenzenloses Dasein, das ich jedoch nicht von den anderen Wesen und vom Universum trennen kann.

Und doch bin ich mir genau bewußt, daß ich als Individuum ewig bin.

Die Hoffnung auf Unsterblichkeit ist die einzige, die uns in keinem Fall enttäuschen kann.

Auf persönliche Fortdauer verzichten zu wollen, ist eine pöbelhafte Bescheidenheit.

Etwas konservativer Sinn gehört freilich dazu, um schließlich nicht auch sich selbst abschaffen zu wollen.

Der durchschnittliche Bürger kommt gar selten in den Fall, an die Zeit nach seinem Tode zu denken, die darum ihm fremd und fern bleibt wie der Sirius. Hingegen, wer Wälder anlegt, die erst in

hundert Jahren ausgewachsen sein werden, der ist gewöhnt, geistig hin und her zu springen über den Graben, in welchem sein Körper liegen wird.

Schnell vergessen ist Kindern und Tieren angemessen; die Kultur eines Volkes zeigt sich vor allem in seinem Verhältnis zu den Toten.

Der chinesische Ahnenkultus hat für mich etwas Bestrickendes.

Statt sich vor dem Tode zu fürchten, sollten sie sich freuen, daß ihnen doch einmal im Leben etwas Großes begegnet.

Ich habe noch keinen vor der Zeit sterben sehen, dessen Tod mir nicht später als eine milde Fügung erschienen wäre.

Die materialistische Weltanschauung hat etwas komisch Unreifes. Kleine Kinder wollen alles in den Mund stecken, und die großen Kinder wollen alles in Laboratoriumsversuchen vorgeführt sehen.

Wer nicht genug Phantasie hat, sich menschliche Unsterblichkeit vorzustellen, versuche es mit der Unsterblichkeit einer Qualle: das wird ihm leichter gelingen.

Der Tod ist der einzige Fall, wo die Natur einen Sprung macht. Vielleicht ist er durch dieses Ungewohnte so erschreckend.

Ich bin auf angenehme Überraschungen gefaßt. Der Mensch ist das einzige Wesen, das den Tod im Leben kennen muß, das ihn schaudernd stets an seiner Seite weiß; dafür ist der Tod dem Menschen eine Entschädigung schuldig.

Die Tiere können den Sternenhimmel nicht sehen; und es ist wohl nicht ohne Absicht, daß die Natur dem Menschen diesen Anblick vorbehalten hat.

Der Tod kann keine so sehr bedeutende Veränderung sein; sonst hätte die Natur ihn nicht in die Hand eines jeden ungeschickten Heilgehilfen gelegt. Und sonst wäre es auch absurd, daß alle die Tausende für Helena sterben mußten.

Wunderlich berührt mich die alte Phrase: daß die Natur auf das Einzelwesen keinen Wert lege und lediglich die Gattung erhalten wolle. Das heißt doch: mag mein Geld zum Teufel gehen, wenn mir nur mein Vermögen bleibt!

Die Leute, die so vorlaut von ihrem Zerfallen in Nichts reden — sie tun es eigentlich doch nur, um sich zu quälen und Gott zu ärgern.

Das Sinnenbewußtsein, das wir Leben nennen, bildet doch nur einen kleinen Teil unseres Ich. Sonst müßte der Mensch das Dasein während des Schlafes als völlig aufgehoben empfinden, was doch kein Gesunder tut. — Hat man einmal diese Einsicht gewonnen, so begreift man nicht mehr, wie Leute den Teil für das Ganze nehmen können.

Den größten und bedeutendsten Teil meines Ich kenne ich gar nicht, oder vielmehr, ich erschaue ihn ahnend nur, wie den beschatteten Teil der Mondscheibe. Man kann auch sagen, unser Leben ist wie die Erde von einer dünnen Kruste bedeckt — nämlich des Bewußtseins; und in die ungeheure innere Masse können wir nicht gelangen.

Was für Entdeckungen möchten in meinem unbekannten Ich noch zu machen sein!

Man kann auch nicht sagen, daß dieses unbekannte Ich im gewöhnlichen Lauf der Dinge niemals vernehmbar würde; es wird nur von dem allgemeinen Lärm übertönt. Jener Teil meines Wesens verbindet sich mit der Seele Raffaels, indessen mein leibliches Auge auf der bemalten Leinwand ruht; ja, die Verbindung würde auch statthaben, wenn Raffaels Name und Werke ganz verloren gegangen wären — nur vermöchte ich sie dann freilich nicht zu bezeichnen.

Wenn einer niemals Abwesenden oder Verstorbenen sich nahe gefühlt hat, so hat eben das Kleinliche in ihm seines Wesens besseres Teil stets überwältigt.

An einem Sterbelager.

Leuchtet fern im Dunkel weißes Feuer?
Hat im All sich Glockenton verloren?
Drang durch Wolkenfarbenspiel dein scheuer
Blick bis zu den gähnend offnen Toren?

Zagend stehst du an der heiligen Brücke,
Die der Hauch der Ewigkeit umwittert;
Und du bebst —
vor unbekanntem Glücke —
Wie die Braut im Brautgemach erzittert. . . .

Am Ende ist das alles doch nur ein Selbstgespräch dessen, der am Tor auf den Pförtner wartet.





Von OUCKAMA KNOOP erschienen ferner in unserem Verlag

DIE GRENZEN I. BAND

SEBALD SOEKERS PILGERFAHRT

Ein Roman. Mit Zierleisten von LEMMEN, BRÜSSEL. (541 S.) Brosch. Mk. 6.—, in Halbpergament mit Goldschnitt geb. Mk. 8.—.

DAS ELEMENT EIN ROMAN

(191 S.) Broschiert Mk. 3.—, in Pappband gebunden Mk. 4.50.





